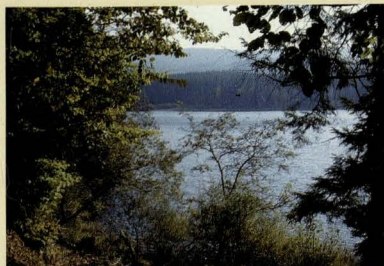




Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

89. Jahrgang, Ausgabe 1/2003



Aus dem Inhalt:

Der Landschaftsmaler Heinrich Brandes

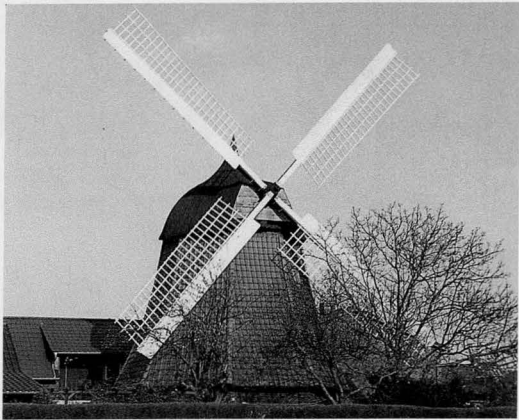
Kurze Bemerkungen zur
Geschichte des Spargel

Dr. Gerhard Schrader,
Schädlingsbekämpfungsmittel E 605

UB Braunschweig

GG 7 M7

Lange Jahre hielt sie jedem Unwetter stand. Das Wahrzeichen des Wendeburger Ortsteils Zweidorf: die Zweidorfer Mühle. Doch im vergangenen Sommer büßte sie bei einem heftigem Gewittersturm einen ihrer hölzernen Flügel ein. Für die Renovierungskosten wurden Mittel von den Denkmalschutzbehörden des Kreises und der Bezirksregierung, vom Braunschweiger Kloster- und Studienfonds, aus EU-Mitteln und ein kleiner Teil von der Gemeinde Wendeburg und dem Mühlenbesitzer bereitgestellt. So konnten bereits im Herbst 2002 vier neue Flügel aus Lärchenholz montiert werden. (Foto: Uwe Krebs)



Abbildungen Titelseite

oben: Eine Rohrammer (S. 25).

mitte: Gemälde von H. Brandes „Der Ilsenstein mit Raben“ (S. 4).

unten links: Braunschweiger Neustadtrathaus (S. 8).

unten rechts: Landschaft im Oberharz (S. 28).

3	Voigtländer, Geschichte eines Erfolges Von Klaus Herrmann	Die Firmengeschichte des Fotoapparatherstellers von 1756 bis 1914.
4	Heinrich Brandes Von Rolf Ahlers	Erinnerung an den Braunschweiger Landschaftsmaler (1803-1868).
7	Anarchischer Witz, der noch heute zündet Von Klaus Herrmann	Der Ur-Till ist wieder als Buch erhältlich.
8	Das Braunschweiger Neustadtrathaus Von Burchardt Warnecke	Das Rathaus des Braunschweiger Weichbildes Neustadt.
11	Eine Burg und ihre Geheimnisse Von Klaus Herrmann	Die Burganlage auf dem Kanstein bei Langelsheim.
12	„Denn Spargel, Schinken, Koteletts – Sind doch mitunter auch was Netts“ Von Christian Lippelt	Kurze Bemerkungen zur Kulturgeschichte des Spargels.
14	Dr. Eugen Sierke Von Rudolf Fricke	Der Chefredakteur der Braunschweigischen Landeszeitung.
16	Friedrich August Möbius Von Uwe Lammers	Der Stimmenzauberer oder: „Stimmbildung dem ganzen Volke...“
19	Die Poststellen in der FAL Von Rolf Ahlers und Siegmars Peschke	Die Forschungsanstalt für Landwirtschaft mit eigenen Poststellen.
20	Dr. Gerhard Schrader (1903-1990) Von Otto Pfingsten	Der Erfinder des Schädlingsbekämpfungsmittel E 605.
24	Faszination Romanik in Sachsen-Anhalt	Die Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt.
25	Die Rohrammer Von Rolf Jürgens	Vogel des Schilfs und Röhrichts in Verlandungszonen.
26	Meister Lampe kehrt zurück Von Klaus Herrmann	Ergebnisse der Wildtierforschung aus unserer Region.
28	Die einstige „Geißel Gottes“... Von Klaus Herrmann	Das Hochmoor im Nationalpark Harz besitzt eine Zukunft.

Rubriken

Impressum	18
Neue Bücher	3, 7, 10, 11, 23, 30
Termine	30, 31
Ausflugstip	32



Die Metallkamera von Voigtländer & Sohn aus dem Jahr 1840.

Text von Klaus Herrmann

Voigtländer, Geschichte eines Erfolges

1840 konstruierte Peter Wilhelm Voigtländer nach den Berechnungen des Wiener Mathematikers Joseph Petzval das erste lichtstarke Doppel-Objektiv. Die relativ kurze Belichtungszeit des Apparates ermöglichte die Portraitphotographie und trug damit entscheidend zur Durchsetzung und Verbreitung des neuen Mediums Photographie bei. Der 1756 in Wien gegründete Handwerksbetrieb entwickelte sich zu einem der wichtigsten Unternehmen der optischen Industrie. Am Anfang des 20. Jahrhunderts waren in dem seit 1849 in Braunschweig ansässigen Unternehmen 300 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. Im Jahr 1972 endete die Geschichte des Unternehmens Voigtländer. Braunschweig verlor eines seiner traditionsreichsten Unternehmen, dessen Produkte weltweit im Einsatz waren.

Der Autor, Carsten Grabenhorst, schrieb den ersten Teil einer umfassenden Darstellung der Geschichte des braunschweigischen Traditionsunternehmens Voigtländer von den Anfängen in Wien bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914. Nach Sichtung des Werksarchivs von Voigtländer & Sohn und anderer Quellen wird anschaulich die Entwicklung von einer feinmechanischen Werkstätte zu einem exportorientierten Großunternehmen beschrieben. Es war besonders die Qualität der Objektive, durch die die Kameras der Firma Weltgeltung erlangten, etwa das spezielle Porträt Anastigmat. Schon früh wurden internationale Entwicklungen, wie etwa die Linsen des englischen Optikers H. Dennis Taylor, in die Kameras eingebaut, wenn sich dadurch die Qualität des Produktes deutlich verbessern ließ.

Schon 1898 begann das Unternehmen mit dem Aufbau eines weltweiten Vertriebssystems, gab es Generalvertretungen in Frankreich, Spanien, Österreich-Ungarn, Russland, Italien und Australien. In den USA gab es die „Voigtlaender & Son Optical Company“, die selbst Kameras produzierte. Wenn heute wieder über regionale Vermarktungsstrategien gesprochen wird, dann ist auch dieser Gedanke nicht so neu, wie viele meinen.

Eine Anzeige aus der Zeitschrift „Jugend“ des Jahres 1913 wirbt mit dem Slogan „Ferienfahrten auf Panther-Rad mit Voigtländer Kamera gewähren großen Genuss“. Ein Bild zeigt eine elegante Frau mit Fahrrad und Fotoapparat „Made in Braunschweig“.

Carsten Grabenhorst gelangt zu der Einschätzung: „Voigtländer und Sohn hat es in außergewöhnlichem Maße verstanden, flexibel auf Veränderungen in der Unternehmenswelt zu reagieren. Diese Anpassungsleistung und die Fähigkeit, Krisen zu überwinden, haben den nicht selbstverständlichen Weg vom Handwerksbetrieb zum Großunternehmen ermöglicht.“

Carsten Grabenhorst

Voigtländer & Sohn, Die Firmengeschichte von 1756 bis 1914

Appelhaus Verlag Braunschweig,

17 x 22 cm, 228 Seiten, zahlreiche Abbildungen

ISBN 3-930292-25-4, EUR 19,80

Zur Erinnerung an den 200. Geburtstag des Künstlers

Heinrich Brandes

Braunschweiger Landschaftsmaler (1803-1868)

Es war ein frühlingshafter Montag, als am 23. Mai 1803 im Haus ass. Nr. 13 (heute: Klint 5) in Bortfeld ein Zwillingsspärgchen das Licht der Welt erblickte. Anne Katharine und Hans Heinrich Jürgen wurden die beiden Neugeborenen genannt. Diese beiden erhöhten ihren Eltern Hans Heinrich Brandes und Anna Magdalene geb. Heine die Anzahl der Kinder sogleich auf acht. Allerdings überlebten vier von ihnen das Kleinkindalter nicht. Das Leben auf dem bäuerlichen Hof – ein früherer Meierhof, später ein Großkotsassenhof – verlief offenbar stark verwurzelt im christlichen Glauben. Der Vater nahm als Altarist besondere kirchliche Aufgaben wahr. Die Mutter gehörte einer christlichen Gruppe an, in welcher sich die Mitglieder selbstständig mit Glaubensfragen und besonderen Frömmigkeitsformen beschäftigten, auch in nächtlichen Zusammenkünften. Dieses wiederum beunruhigte die kirchlichen Behörden, sie vermuteten bereits separatistische, also abtrünnige Bewegungen in Bortfeld. Dadurch an-

gesprochen fühlte sich der Braunschweiger Lackwarenfabrikant Johann Heinrich Stobwasser (1740-1829), er hatte in der Braunschweiger Brüdergesellschaft maßgeblichen Einfluss und veranstaltete in seinem Hause auch Zusammenkünfte mit Predigern der Herrnhuter Brüdergemeinde. Auf Stobwassers Einsatz hin entwickelte sich in Bortfeld ein Ableger der Braunschweiger Brüdergesellschaft, die Mitglieder blieben festverwurzelt in der ev.-luth. Kirche und der Kirchgang erfolgte regelmäßig.

Als dann Vater Brandes 1811 starb, musste die Mutter allein für die Kinder sorgen. Der jüngste Sohn, der hier näher betrachte Heinrich Brandes, hatte ohnehin keine Aussicht, den elterlichen Hof zu übernehmen – dieser stand dem Ältesten zu. Auch mit seinem zarten Wesen und mitunter kränklich rief Heinrich die besondere Fürsorge der Mutter hervor. Sie – zumal unter dem Stobwasserschen Einfluss stehend – stimmte gern zu,

Text: Rolf Ahlers

*Fotos: Städtisches
Museum Braunschweig*



dass ihr jüngster Sohn nach Ebersdorf/Thüringen in das Knaben-Pensionat der Herrnhuter Brüdergemeinde übersiedelte. Sie sah darin die besten Entwicklungsmöglichkeiten für ihn.

In dem Pensionat herrschte eine strenge Ordnung. Ständig standen die Jungen unter Aufsicht. Lehrer und Handwerker vermittelten Mannigfaches an Wissen und Fertigkeiten, aber auch Ausflüge und Reisen vermittelten Kenntnisse und Erlebnisse. Der Kontakt mit daheim beschränkte sich wohl auf Schriftwechsel. Die Zeit im Pensionat endete für Heinrich Brandes 1817, es folgte die Lehre in der Stobwasserschen Manufaktur in Braunschweig. Anscheinend wohnte Heinrich Brandes in oder nahe der Ausbildungsstätte, Besuche in Bortfeld konnten daher schnell geschehen. Heinrich Brandes erhielt in der renommierten Lackwarenfabrik die denkbar fundierteste Ausbildung zum Lackmaler und übte diese Tätigkeit mehrere Jahre aus. Die künstlerische Bemalung von allerlei Modeartikeln (auch Holzschachteln, Schatullen und Teller) mit oftmals allegorischen Motiven erforderte hohe Begabung und Geschick.

Bereits 1823 bezeichnete sich Heinrich Brandes selbst als Landschaftsmaler, womit er damals wohl mehr für sich selber einen Schwerpunkt seiner Neigung bezeichnet haben mag. Zur Vervollständigung seiner künstlerischen Fähigkeiten begab er sich im selben Jahr zum Studium an die Kunstakademie München. Jedoch arbeitete er schon bald (nebenher?) als freiberuflicher Künstler. Einen besonderen Erfolg konnte er 1827 verzeichnen, der Münchener Kunstverein kaufte die „Salz-

burger Landschaft am Abend“ (Ölgemälde auf Leinwand) als Preis der nächstjährigen Bildverlosung an.

Zurückgekehrt nach Braunschweig, 1828, beteiligte er sich mit seinen Landschaftsbildern weiter an Ausstellungen. Jedoch schon 1830 trieb es ihn wieder in die Ferne. Ein Studienaufenthalt in Rom schloss sich an; damit tat er es einer großen Anzahl deutscher Maler gleich. Der Bezug zur Heimat erwies sich als bestimmend und so kehrte Heinrich Brandes 1833 endgültig nach Braunschweig zurück. Die Ehe mit Dorette geb. Melchior (1812-1847), 1835 geschlossen, wurde mit den Kindern Johannes, Amalie und Wilhelm gesegnet. [Die zweite Ehe, 1849 mit Elise geb. Schuster (1814-1850) geschlossen, währte lediglich fünf Monate.]

Heinrich Brandes wirkte zunächst weiterhin als erfolgreicher freischaffender Künstler, 1835 bekam er eine feste Anstellung am Collegium Carolinum (heute: Technische Universität) und damit geregelte Einkünfte. Allerdings war er nun mit festen Arbeitszeiten – auch während der Semesterferien – örtlich ziemlich fest gebunden. Zusätzlich zu der Lehrtätigkeit erhielt Heinrich Brandes noch die Berufung zum Generalinspektor des Herzoglichen Museums, die Dienstgeschäfte lasteten ihn erheblich aus. In diese Ära fiel dann jedoch die Schaffensperiode, die ihn als „Braunschweiger Landschaftsmaler“ bekannt machte, obwohl viele süddeutsche, alpenländische und italienische Landschaftsmotive, Porträts und andere Darstellungen zu seinem reichhaltigen Gesamtwerk gehören. Leider ist ein erheblicher Teil seiner Werke



Abb. linke Seite:
„Blick in das Eckertal
mit Brocken im
Hintergrund“

Abb. rechte Seite:
„Harzlandschaft“

nicht mehr ermittelbar bzw. verschollen. Ein erstes Werkverzeichnis stellte Helmuth Kaden 1913 auf, Gerlinde Spies würdigte den Künstler 1989 mit einer umfassenden Publikation.

Die Landschaftsbilder – Gemälde, Ölstudien und Skizzen – der Braunschweiger Region zeigen Darstellungen aus Braunschweig und Umgebung sowie aus dem Harz und Harzvorland. Eine große Anzahl von Motiven ist sogar direkt örtlich bezogen, wie Ansichten bei einigen Harzorten oder bei einigen Orten rund um Braunschweig. Im Harz faszinierte sich der Künstler auch an einigen Flusstälern, Burgen und – natürlich – am Brocken, stimmungsvoll übermittelt für die dankbaren Betrachter/innen – sowie von der Kundschaft honoriert. Nahe Braunschweig gab es einen Motivschwerpunkt in und bei Riddagshausen. Auch seinen Geburtsort Bortfeld verewigte Heinrich Brandes namentlich, sein inzwischen verschollenes Gemälde „Kühe an der Aue bei Bortfeld“ zeugte davon. Die familiären Bindungen wurden gepflegt, insbesondere von und zu seiner Mutter, die 1852 starb. Spätestens als Heinrich Brandes 1854 zum Professor ernannt war, betrachteten ihn wohl die Dörfler vollends als Städter. Seine Geschenke an Bortfelder/innen – kleinere Ölgemälde auf Pappe (?) – ließen ihren Wert offensichtlich nicht erkennen, wurden weitergegeben, verschwanden...

Einer besonderen Herausforderung stellte sich Heinrich Brandes ab 1845, als

im Braunschweiger Dom St. Blasii eine Innenrestaurierung begann. Unter Tünche seit langer Zeit verborgen gewesene mittelalterlichen Malereien kamen nun wieder zum Vorschein. Aufgefordert vom Herzoglichen Ministerium fertigte Brandes und der mit ihm als Gutachter eingesetzte August C. F. Eigner schnell eine Expertise. Der Bestandsaufnahme fügten sie sogleich ein Konzept zur Wiederherstellung der ursprünglichen Ausmalung an. Wobei die fragmentarisch erhalten gebliebenen Reste allerdings nur Teile der früheren Pracht widergeben konnten. Eine Probefläche, mehrere Quadratmeter groß, veranschaulichte den Entscheidungsgremien die notwendigen und machbaren Prozeduren. Zu den aufgeworfenen künstlerischen, technischen und zeitlichen Fragestellungen kamen erhebliche Diskussionen und Beratungen über die anfallenden Kosten. Erst nach fast zwei Jahrzehnten endete die Restaurierung.

Ernster erkrankt im November 1867 hoffte Brandes dennoch, dass er seine dienstlichen Tätigkeiten möglichst bald wieder aufnehmen können. Inzwischen blieb er nicht untätig, sondern – soweit es seine Konstitution erlaubte – malte und zeichnete er unermüdlich, für Ausstellungen und für Unterrichtszwecke. Weiterhin pflegte er in dieser Zeit eine umfangreiche Korrespondenz. Seine Kräfte schwanden deutlicher, am 6. Oktober 1868 schied er dahin, unter großer Beteiligung der Bevölkerung fand drei Tage später die Beisetzung auf

dem Braunschweiger Petrikirchhof statt. Das künstlerische Werk von Heinrich Brandes umfasst mitteleuropäische Weite während nahezu fünf Jahrzehnten. Geprägt durch religiöse Erziehung und Stobwassersche Präzision aber auch mittels freier Gestaltungsmöglichkeiten erlaubt uns der anerkannte Künstler im Besonderen viele Einblicke in Landschaften. Vermittelnd zwischen damals nur für wenige wirklich erreichbaren touristischen Zielen und dem damit gepaarten Fernweh überzeugte er viele. Lokalkolorit nein, lokale Thematiken ja, landschaftliche Individualität ist es – mehr unbekannte Ecken und Winkel veranschaulichen die Vielfalt, das Abwechslungsreiche. Angenehme, anziehende Szenen begeistern, finden Zustimmung. – Im Herzog-Anton-Ulrich-Museum, im Landesmuseum und im Städtischen Museum, alle in Braunschweig, sowie in mehreren weiteren Museen werden Werke von Heinrich Brandes für die Öffentlichkeit zugänglich bewahrt, auch bei Gelegenheit in Ausstellungen präsentiert.

Literatur:

Kaden, Helmuth: Heinrich Brandes, ein Braunschweiger Maler. – In: *Brg. Magazin* 1913, Nr. 4, S. 37-47 u. Nr. 5, S. 55-57.

Spies, Gerlinde: *Der Braunschweiger Landschaftsmaler Heinrich Brandes (1803-1868)*. – *Brg. Werkstücke*, 77; Reihe B, Bd. 12, Braunschweig, 1989.



Abbildung:
„Ansicht von
Riddagshausen“



Der Ur-Till ist wieder als Buch erhältlich

Anarchischer Witz, der noch heute zündet

Text von Klaus Herrmann

Mit dem weltberühmten „Till Eulenspiegel“ des Braunschweigers Hermann Bote legt der Archiv-Verlag einen weiteren Band der Braunschweig-Bibliothek vor. Der im Jahre 1467 als Sohn eines Braunschweiger Schmiedemeisters geborene Hermann Bote schuf mit seinem Volksbuch vom Till Eulenspiegel einen Welterfolg niedersächsischer Dichtung und zugleich eines der berühmtesten und langlebigsten aller deutschen Volksbücher.

Das Buch wurde, übersetzt in die meisten europäischen Kultursprachen, schon im 16. Jahrhundert zu einem der frühen Bestseller des Abendlandes. Allein im deutschsprachigen Raum erschienen in dieser Zeit mindestens 35 Ausgaben.

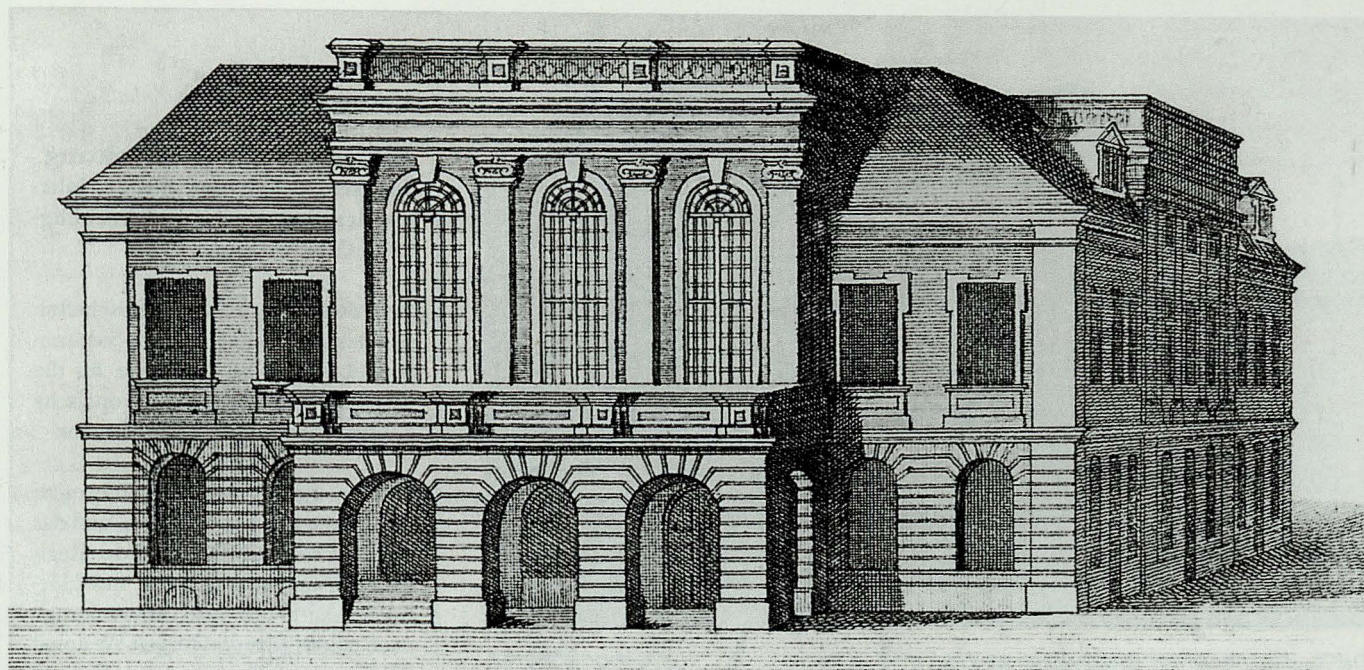
„Ein kurtzweilig Lesen von Dyl Ulenspiegel“ lautete der ursprüngliche Titel, als das Buch erstmals im Jahre 1515 in Straßburg gedruckt wurde. Der nun im Rahmen der Braunschweig-Bibliothek erschienene Eulenspiegel ist ein Reprint einer 1836 in München vom Verlag George Jaquet herausgebrachten Eulenspiegel-Ausgabe, die ihren besonderen Charme nicht zuletzt durch die 102 Textholzschnitte erhält.

Der Braunschweiger Bürger Bote, der erst durch neuere Forschungen als Autor der „Geschichte des Till Eulenspiegels, eines Bauern Sohnes gebürtig aus dem Lande zu Braunschweig“ identifiziert werden konnte, war um 1488 Zoltschreiber seiner Vaterstadt, avancierte um 1493 zum niederen Landrichter (Amtsvogt) und war danach wahrscheinlich Verwalter des Braunschweiger Altstadt-Ratskellers. Er starb um 1520.

Zwar fehlt bis heute ein handfester Beweis für die tatsächliche Existenz Till Eulenspiegels, als dessen Geburtsort im Buch Kneitlingen am Elm in der Nähe von Schöppenstedt genannt wird, wo der Narr um 1300 zur Welt gekommen sein soll, doch gibt es für eine Person des Mittelalters nicht einmal wenige Hinweise. So ist „Ulenspiegel“ in mehreren Quellen des 14. Jahrhunderts als bürgerlicher Familienname belegt, und in einer ebenfalls von Hermann Bote verfassten Chronik wird der Tod „Till Eulenspiegels“ für das Jahr 1350 in Mölln bezeugt, wo noch heute der Grabstein „Till Eulenspiegels“ zu sehen ist.

Obwohl trotz zahlloser Vermutungen anhand der historischen Fakten nicht mit letzter Sicherheit belegt werden kann, dass Till Eulenspiegel wirklich gelebt hat, haben die Schwänke und Geschichten über den Schalksnarren eine große Breitenwirkung entfaltet. Die Figur „Till Eulenspiegel“ wurde bald auch in andere Sagen und Erzählungen eingebaut, und seine „Eulenspiegeleien“, die vor allem durch die Mehrdeutigkeit von Wörtern und Redensarten leben, wurden geradezu sprichwörtlich. Die Schwänke des vermeintlichen „Tölpels vom Lande“, der seine Sprache immer so geschickt einsetzt, dass sein Gegenüber als „der Dumme“ dasteht, haben nichts von ihrer Frische und Aktualität verloren. Der anarchische Witz Eulenspiegels zündet noch heute.

Das Buch ist für EUR 39,80 nur beim Archiv Verlag Braunschweig zu bestellen, Telefon 0531 / 1222-111.



stellt. Der Rogenstein ist ein interessantes Gestein, aus dem alle historischen Kirchen Braunschweigs gebaut sind. Die Entstehung und der Abbau wird in dem Buch „Der Braunschweiger Nußberg und seine Umgebung“ beschrieben. An einigen Stellen im Kellerbereich sind solche Steine noch heute zu entdecken.

Seit Anfang des 15. Jahrhunderts erfuhr das Gebäude verschiedene bauliche Erweiterungen. Diese wurden notwendig, weil das Rathaus neben seiner eigentlichen Aufgabe auch Sitz des Geheimen Rates und des sog. Küchenrates wurde. Der Küchenrat war ein 25-köpfiger sog. „Enger-Rat“. Dieser Name stammt daher, weil er anfangs in der Küche der Münze getagt hatte. Ihm oblag bis 1671 neben der „Oberen-Verwaltung“ die eigentliche Regierung und war somit das politische Zentrum der Stadt. Den Vorsitz führte der amtierende „Große-Bürgermeister“ der Altstadt. Wie die Ratsordnung „ausdrücklich feststellt“, geschah die Wahl der Ratsherren und Bürgermeister auf Lebenszeit.

Im Jahre 1452 wurde an der Nordseite ein dreijochiger gotischer Laubengang mit Maßwerkgiebeln nach dem Vorbild des Altstadtrathauses vorgebaut.

In den Jahren 1571 bis 1573 fand ein groß angelegter Umbau statt. Von 1773 bis 1775 und von 1784 bis 1785 erfolgte ein frühklassizistischer Erweiterungsumbau, bzw. das Gebäude wurde klassizistisch ummantelt.

In diesem baulichen Zustand ist das Gebäude dann bis zur Zerstörung im

Jahre 1944 geblieben. Nach dieser Erweiterung befand sich im Erdgeschoss der Ratsweinkeller. Im Untergeschoss befand sich ein großes Archiv und auch die Unterkünfte für den Stockmeister (Gefängnisaufseher) und für dessen Knechte. Im zweiten Geschoss befanden sich unter anderem der Bürgersaal sowie die Ratsstuben. Der angebaute Seitenflügel beherbergte u.a. das Gefängnis sowie verschiedene Stuben des Magistrates. Besonders bekannt wurde das Neustadtrathaus durch die Bundesversammlungen des Schmalkaldischen Bundes in der neuen Dornse. Dieser war ein Zusammenschluss von protestantischen Städten und Fürsten die sich gegen die katholischen Stände und den Kaiser Karl zur Wehr setzten. Der Bund war in der thüringischen Stadt Schmalkalden im Jahre 1531 gegründet worden. In den Jahren 1532 und 1537 fanden die Bundesversammlungen in Braunschweig statt.

Die bedeutendste und prächtigste Versammlung war am 24. März 1538. Mit großem Gefolge nahmen bedeutende Persönlichkeiten daran teil, so z. B. der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die Führung des Bundes. Besonders zu erwähnen ist König Christian der III. von Dänemark. So reisten viele Gäste nach Braunschweig, die auch in der Umgebung der Stadt untergebracht werden mussten. Die Anzahl von 1650 Pferden, die die Gäste transportierten und begleiteten, mag die Bedeutung

der Versammlung verdeutlichen. Dieses Datum war ein besonders wichtiges geschichtliches Ereignis, weil der König von Dänemark in den Bund aufgenommen wurde.

Ein weiteres wichtiges Ereignis für das Rathaus war der „Friede von Wolfenbüttel“. Nach vielen Streitigkeiten, Schlachten und Belagerungen u.a. 1553 durch Herzog Heinrich den Jüngeren gegen die Stadt, kam es zu Verhandlungen. Durch Vermittlungen zahlreicher geistiger und weltlicher Fürsten sowie dem Kaiser kam es schließlich im Oktober 1553 zum „Frieden von Wolfenbüttel“ „auf dem Neustadtrathaus“. Nach Einnahme der Stadt durch den Herzog Rudolf August im Jahre 1671 war der Sitz des Rates sowie der Verwaltungsmittelpunkt nunmehr bis 1830 im Neustadtrathaus. In den Jahren von 1861 bis 1863 erfolgte ein Umbau im Inneren des Gebäudes, um das neugegründete Städtische Museum, die Bibliothek und das Archiv aufnehmen zu können. Von 1913 bis 1937 beherbergte das Haus ein Schulmuseum und die Lehrmittelzentrale sowie eine Fortbildungsschule für Lehrer.

Ab 1937 war es das Vereinshaus des NS-Lehrerbundes. Während dieser Zeit nannte es sich „Hanns-Schlemm-Haus“. Leider wurde das Gebäude im Jahre 1944 fast völlig durch Fliegerbomben zerstört. Nur noch wenige Teile des äußeren Mauerwerkes und die Kellerräume waren erhalten geblieben, sie sind



Das Neustadtrathaus heute, Foto Burchardt Warnecke.

aber fast 30 Jahre lang der Verwitterung und dem Verfall ausgesetzt gewesen. Der Wiederaufbau des außerordentlichen Baudenkmals gestaltete sich nach dem Kriegsende äußerst schwierig. Es gab jahrelange erbitterte Diskussionen und Planungen. Dabei ging es vom endgültigen Abriss, über Wiederaufbau mit Anbauten bis zur Versetzung des Gebäudes in Richtung Süden. Man einigte sich dann glücklicherweise auf die Wiederherstellung des Bauzustandes vor der Zerstörung.

Die Stadt zeigte kein besonderes Interesse am Wiederaufbau. Schließlich erklärte sich der Ratsherr und Unternehmer Dr. Wiswedel bereit, den Wiederaufbau durchzuführen und mit 5,3 Mill. DM privat zu finanzieren. Der Wiederaufbau erfolgte in den Jahren von 1972 bis 1974. Dr. Wiswedel, der Architekt Dipl.-Ing. Manfred Brumme und Prof. Dr. Conrad Hecht erhielten als Anerkennung für die künstlerische Leistung im Jahr 1975 den „Peter Joseph Krahe“-Preis. Im Jahre 1978 erhielt Dr. Wiswedel außerdem den „Deutschen Preis für Denkmalschutz“.

Wohl kein anderes historisches Bauwerk hat die Gemüter unserer Stadt so bewegt, wie die ehemalige Ruine des Neustadtrathauses. Die Nutzung des Gebäudes gestaltete sich wiederum schwierig. Letztendlich kam es zur Unterbringung der Fachhochschule Braunschweig/Wolfenbüttel, Fachbereich Sozialwesen mit ca. 650 Studierenden. Durch diese Nutzung ist beim Wieder-

aufbau das Innere des Gebäudes vollständig verändert worden. Nachdem diese Schule 1985 in Gebäude des ehemaligen Flughafens Broitzem verlegt wurde, hat es vielerlei Nutzungen erfahren müssen, z.B.: die Teutloffschule, Markthallenstände, Disko, Gaststätten, Bistro, Ballhaus und Bierbörse. Teilweise waren Räume lange Zeit nicht genutzt. Seit kurzer Zeit befindet sich ein Damen-Fitneß-Center im Obergeschoss. Nachdem Dr. Wiswedel bereits 1984 das Gebäude verkauft hatte, haben die Besitzverhältnisse oft gewechselt. Die verschiedenen Investoren sind mit der Immobilie nie glücklich geworden. Nur der Bereich im Kellergeschoss mit der Gaststätte ist positiv zu erwähnen. Beim Wiederaufbau hatte man rechtzeitig daran gedacht die Räume tiefer zu legen um in den gotischen Gewölbekellerräumen eine gut eingerichtete Gastronomie unterbringen zu können. Das ist ausgesprochen gut gelungen. In diversen zum Teil sehr urigen und rustikalen größeren und kleineren Räumen ist für jede Gegebenheit Raum vorhanden. Es ist schon etwas Besonderes, einmal in einem Rittersaal feiern oder tagen zu können. Die erwähnte problematische Nutzung und der Besitzerwechsel führten dazu, dass das unter Denkmalschutz stehende Gebäude teilweise einen vernachlässigten Eindruck macht.

Die umfangreichen geschichtlichen Vorgänge konnten im Rahmen dieser Schrift verständlicherweise nur verkürzt dargestellt werden.

Herausgegeben vom
Museumsverband Sachsen-Anhalt e.V.

Aufbruch und Entdeckung Sachsen-Anhalt und das 18. Jahrhundert – eine verteuft vergnügliche Geschichte

Von den historischen Landschaften des heutigen Bundeslandes Sachsen-Anhalt gingen im 18. Jahrh. für die deutsche Kultur und das europäische Geistesleben wichtige Impulse aus.

Einen vergnüglichen und informativen Einstieg in das 18. Jahrh. und das Zeitalter der Aufklärung in der Region Sachsen-Anhalts bietet das Hörbuch „Aufbruch und Entdeckung“ nach einem Text von Jürgen Westphal (Halberstadt). Zwei gewitzte Figuren – Goethes Mephistopheles und der „Lügenbaron“ Münchhausen – entföhren die Hörer in die große Umbruchzeit des 18. Jahrh., locken sie in Museen und an historische Ort und machen sie mit Leben und Werk von Dichtern, Gelehrten, Pädagogen und Musikern vertraut.

Die Reisestationen sind das Geburtshaus von Gottfried August Bürger in Molmerswende, das Wohnhaus von Johann Wilhelm Ludwig Gleim in Halberstadt, das Geburtshaus von Friedrich Gottlieb Klopstock in Quedlinburg, das Museum im Schloss Lützen mit seiner Seume-Sammlung, das Geburtshaus von Johann Joachim Winckelmann in Stendal, die Anhaltische Gemäldegalerie sowie die Kulturstiftung Dessau-Wörlitz mit ihrer Gartenreich-Landschaft (Weltkulturerbe) und ihren bedeutenden Schlössern, das Schloss in Köthen, wo Johann Sebastian Bach wirkte, in Halle das Geburtshaus von Georg Friedrich Händel, die Franckeschen Stiftungen und das Christian-Wolff-Haus sowie schließlich das Novalis-Museum in Oberwiederstedt. Die beiden Reisegefährten Mephistopheles und Münchhausen fliegen über die historischen Landschaften, stellen fest, wie die Gelehrten und Dichter vielfach miteinander in Verbindung standen und vergnügen sich dabei außerordentlich.

Mitteldeutscher Verlag Halle (Saale)
ISBN 3-89812-194-1, EUR 15,00

Text von Klaus Herrmann

Die Anlage auf dem Kanstein bei Langelsheim
fiel zum größten Teil dem Bergbau zum Opfer

Eine Burg und ihre Geheimnisse

Die Burg auf dem Kanstein bei Langelsheim gehört nicht unbedingt zu den Stätten, die im Bewusstsein der Bürger den Stellenwert haben, der ihnen eigentlich gebührt. Wolf-Dieter Steinmetz, Leiter der Archäologischen Abteilung des Landesmuseums in Wolfenbüttel, gelangt in seinem jüngsten Buch zu der Einschätzung: „Archäologisch und historisch-geografische Merkmale legen nahe, dass es sich im Frühmittelalter während des 9. und 10. Jahrhunderts um eine politisch, wirtschaftlich und besiedlungsgeschichtlich äußerst bedeutende Zentralanlage für die umgebende Landschaft gehandelt hat.“

Die Burg wurde zwischen 1950 und 1980 durch den Kalksteinabbruch bis auf geringe Reste völlig zerstört.

Schriftliche Hinweise über den ursprünglichen Namen, das Alter, ihre Funktion und die Erbauer fehlen. Historiker gehen heute davon aus, dass es sich um eine Wallburg fränkisch-karolingischem Ursprungs handelt.

Die Burg sei in einem Zug errichtet worden und war als Herrschaftssitz mit starken Befestigungen und repräsentativem Palastgebäude versehen. Starke Befestigungen umschlossen eine etwa zwei Hektar große Innenfläche. Es gab vorgelagerte Wälle und eine mächtige

Toranlage. Steinmetz zieht Vergleiche mit anderen Burgen, etwa der auf dem Gaulskopf in Ostwestfalen und stellt starke Ähnlichkeiten mit anderen Burganlagen fest.

Man geht davon aus, dass es sich bei der Anlage um einen Königssitz, vielleicht sogar um eine königliche Pfalz, handelt, der sowohl in karolingischer als auch in ottonischer Zeit genutzt wurde. Schriftliche Belege für diese Vermutungen gibt es nicht. Steinmetz zeichnet in seinem Buch die Geschichte der Ausgrabungen nach, die 1950 begannen. Mit Genehmigung der Behörden wurde die Burg durch den Kalksandsteinabbau etwa zeitgleich systematisch zerstört, so dass die Archäologen sich beeilen mussten, um die für sie wichtigen Erkenntnisse noch gewinnen zu können. Vor diesem Hintergrund kommt Steinmetz zu dem Ergebnis: „Fast man die Ergebnisse der nun bereits seit über 50 Jahren andauernden Erforschungs- und Bearbeitungstätigkeit auf der Kansteinburg zusammen, so kann der erreichte Stand nicht unbedingt befriedigen.“

Bereits um 1900 war Historikern bewusst, dass auf dem Kanstein eine große Burgruine liegen müsse. Aus dem Jahr 1910 stammt die erste Vermessungs-

skizze. Die riesigen Wallanlagen waren auch noch nach Jahrhunderten mit dem bloßen Auge von Fachleuten zu erkennen.

Steinmetz vermutet, nach Auswertung aller bekannten Fakten: „Die riesige Burganlage wurde vielleicht nie ganz fertig gestellt. Auf dem Kanstein wurden die Baumaßnahmen an einer noch vor ihrer Fertigstellung befindlichen Pfalzanlage abgebrochen, weil diese nach dem Übertragen der Pfalzfunktionen von Werla auf die neue Goslarer Pfalz – zumal in so dichter räumlicher Nähe – ohne Nutzen und Zweck gewesen wäre.“

Damit ist die Burg auf dem Kanstein das, was eine Burg in der Phantasie der Menschen auszeichnet: Ein sagenumwobenes, altes Gemäuer, um das sich viele Vermutungen ranken und das doch sein Geheimnis vermutlich niemals preisgeben wird.

Wolf-Dieter Steinmetz

*Archäologie und Geschichte der karolingisch-
ottonischen Burg auf dem Kanstein bei Langelsheim
Braunschweigisches Landesmuseum
ISBN 3-927939-63-3*

„Denn Spargel, Schinken, Koteletts – Sind doch mitunter auch was Netts“

Kurze Bemerkungen zur Kulturgeschichte des Spargels

Für viele Menschen bedeutet die Kastanienblüte, dass der Winter endgültig vorbei ist – mindestens genau wichtig ist aber die damit verbundene Tatsache, dass nun die Spargelsaison beginnt. Die unzähligen Verkaufstände an den Landstraßen, auf den Wochenmärkten und in den Supermärkten sind ein ebenso deutliches Indiz für die Wertschätzung, die dieses Gemüses genießt, wie die geänderten Speisekarten in den Restaurants nicht nur entlang der „Niedersächsischen Spargelstraße“ oder das im Titel angeführte Zitat aus Wilhelm Buschs *Frommer Helene*.

Seit seiner Kultivierung durch die Römer, spätestens im zweiten Jahrhundert vor Christi, genießt der Spargel als Gemüse aber auch als Arzneimittel hohe Wertschätzung. Wann der Spargel allerdings in unseren Regionen heimisch geworden ist, lässt sich bisher nicht klären. Die vielfältigen Würdigungen in den Kräuterbüchern des 16. Jahrhunderts – so bei Gualter Ryff, Leonhard Fuchs, Hieronymus Bock und Adam Lonicer – zeigen aber deutlich, dass mit Beginn der Frühen Neuzeit der Spargel als Heilpflanze und Küchengemüse auch nördlich der Alpen hoch geschätzt wurde:

Beispielsweise findet sich Mitte des 16. Jahrhunderts der Spargel ebenso wie Weiße und Rote Rüben oder Möhren und Endivien in den landesherrlichen Gärten zu Stuttgart (Gugenhan, S. 265).

Umso mehr verwundert es, dass im „Kunstbuch von mancherley Essen“ des Wolfenbütteler Hofkochs Franz de Rontzier vom Jahre 1598 bei 2.674 Rezepten einzig ein Spargelgericht vorgestellt wird. Seine Zubereitung als Salat ist darin wie folgt beschrieben: „Man seudet ihn in Wasser, darnach legt man ihn in kalt Wasser, nimbt ihn dann wi-



der daraus unnd macht ihn ab mit Baumöhl unnd Weinessig, betrewet ihn mit Saltz und Pfeffer“. Als Baumöl bezeichnete man in der Frühen Neuzeit übrigens das aus den Oliven gepresste Öl, das neben seinem Gebrauch in der Küche häufig auch als Schmier- oder als Leuchtmittel in den Haushalten nachzuweisen ist. Lauscht man der Klage des Hofgärtners Dietrich Velten vom Januar 1588, der bemängelt, dass der herzogliche Küchengarten „sehr unartigk, und an etlichen örtern wol in zehen Jahren nicht bemistet, zudem an allerhandt Samen zu Kräutern in der fürstlichen Küchen und zur Lust grosser mangel ist“, so liegt der Gedanke nahe, dass der schlechte Zustand der Gemüse- und Kräutergärten beim Wolfenbütteler Schloss Grund für die knappe Erwähnung des Spargels in de Rontziers Kochbuch gewesen ist.

Mehrere Nennungen in Inventaren der Gärten zu Hessen und Schöningen belegen, dass die Spargelpflanze um 1600 in den fürstlich braunschweigischen Gemüsegärten gezogen wurde: In Schöningen jedenfalls wurden 19 sogenannte Länder mit Spargel bepflanzt, während dem Braunkohl nur zwei Länder oder den Zuckerwurzeln, dem Fleischlauch und anderen Pflanzen nur je ein Land zugebilligt wurden. Als der fürstlich braunschweigische Hofgärtner zu Hessen Johann Royer (1574-1655) im Jahre 1651 seine „Beschreibung des gantzen Fürstl. Braunsch. Gartens Zu Hessem“ veröffentlichte, listete er in einen über 1.300 Pflanzennamen enthaltenden Katalog die Gewächse auf, die in den Jahren von 1607 bis 1630 im fürstlichen Garten gezogen worden sind. Auch hier fand der *Asparagus domestica maxima* oder *Asparagus officinalis* L., wie er heutzutage bezeichnet wird, Erwähnung. Zusammen mit seiner Gartenbeschreibung veröffentlichte Royer eine „Anleitung, wie man allerley sonderliche Garten-Gewächse [...] in der Küchen vielfältig nützen solle“. Ebenso wie schon bei Franz de Rontzier steht hier die Zubereitung als Salat im Zentrum seiner Rezeptvorschläge: „Die Aspargen, wenn sie gegen den Frühling beginnen herfür zu kommen, ohngefehr eines Fingerslang oder etwas länger heraus sind, schneidet man sie an der Erden weg, wäschet sie rein, bindets mit einem Faden in Bündlein, kochets im Kessel

Wassers geschwinde, und da sie mürbe genug, giesset man das Wasser davon, leget sie in eine Schüssel fein ordentlich, nach dem der Faden weggethan, gibt Baumöl und Essig drüber, und würtzets. Man kan sie auch wol mit Butter zurichten“. Darüber hinaus aber vergisst Royer nicht darauf hinzuweisen, dass der Spargel auch als Beilage an Hühner oder Lammfleisch sowie an Hechten und Karpfen genossen werden kann.

Dass Spargel ebenfalls in der bürgerlichen Küche des ausgehenden 17. Jahrhunderts bekannt gewesen ist, belegt das 1692 in Braunschweig gedruckte und danach mehrfach wieder aufgelegte Kochbuch der Maria Sophia Schelhammer aus Helmstedt mit dem Titel „Die wol unterwiesene Köchin“, eines der frühen von einer Frau verfassten Kochbücher. Hierin findet sich Spargel als Bestandteil von Salaten, von Brühen, von Krebsgerichten und von Potagen (also Eintöpfe aus Fleisch und Gemüse). Ebenso finden sich Zubereitungsvorschläge als „Neben=Essen“, in denen der Spargel mit Fleischbrühe oder mit Butter angemacht wird. Mit gehackten Erbsenblättern versehen und in Fleischbrühe eingekocht soll der Spargel einen

Geschmack annehmen, „welcher denen grünen jungen Erbsen gantz gleich ist“. Fast gleichlautende Vorschläge, Spargel als Erbsenersatz zuzubereiten, finden sich übrigens auch im Allgemeinen Lexicon der Künste und Wissenschaften von 1721 und in Johann Heinrich Zedlers Universallexikon von 1732. Für alle bei Schelhammer überlieferten Rezepte aber muss der Spargel zuerst geschält und die „harte Haut hinweg“ getan werden, um dann den gebündelten Spargel in siedendem Wasser aufzukochen. Anschließend zieht man die Spargel-Bündchen aus dem Wasser „und lässt sie wol abtropfen, und wikkelt sie hernach warm in ein weißes Tuch in unterschiedliche Falten, um ihr Wasser wol aus zu trocknen“. Sollte man den Spargel während des Siedens nicht gesalzen haben, so ist dieses des besseren Geschmacks wegen nachzuholen. Bevor der Spargel nun serviert werden könne, müsse man ihn in eine „ordinari Suppe oder Sauße“ geben und ihn darinnen durchweichen lassen. Wenn man Spargel hingegen als Frikassee zubereiten will, so müsse man ihn „rohe nach der länge eines Finger=Gliedes“ brechen oder in kleine Stücke schneiden. So erhalte man die Form grüner Erbsen, die im April und Mai nur gegen viel Geld zu bekommen seien. Anschließend werden die Spargelstücken mit Wasser, Speck, Fett, Mark oder Butter auf das Feuer gebracht und nach Belieben gesalzen und gewürzt und endlich mit süßem Rahm zu einer dicken Sauce angereichert.

Wahrscheinlich ließen sich um 1700 solche Gerichte aber nur auf den Speisetafeln der wohlhabenderen Schichten finden. Nachweisen lässt sich der Anbau von Spargel in bürgerlichen Gärten in Wolfenbüttel erst 1747, als die Witwe des Hofrates Burckhardt vor den Toren der Stadt einen Garten „zu Anlegung einiger Spargel Länder“ kaufte. Hierfür erwarb sie nämlich von der Stadt acht Karren voll „Gassen-Kot“ zur Düngung der Ländereien, was der zuständige Beamte „als der Casse zuträglich“ gerne erlaubte. Wie Georg Hassel und Carl Bege in ihrer 1802 veröffentlichten Landesbeschreibung des Herzogtums Braunschweig betonten, war selbst 1775 vor Wolfenbüttel nur ein einziges Spargelfeld zu finden. Erst um 1800 begannen die damals etwa 130 Wolfen-

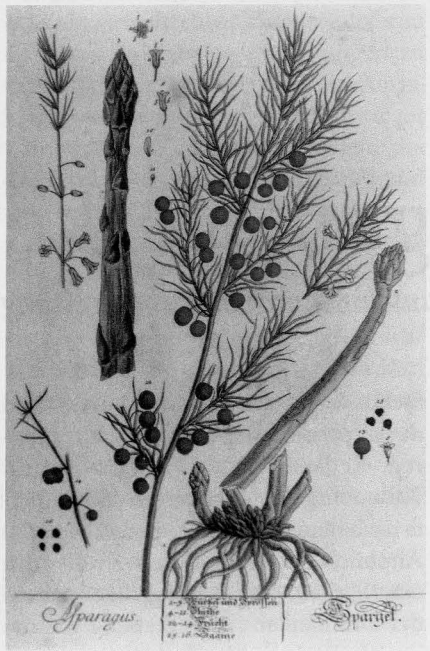


Abb. oben:
(Kolorierter) Kupferstich mit Abbildungen zum Spargel aus dem „Herbarium Blickweillianum“ von 1752.

Abb. linke Seite:
Spargelfeld bei Wendeburg. (Foto: Uwe Krebs)

bütteler Gemüsegärtner damit, Spargelbäncke anzulegen und so zur Erntezeit eine bessere Versorgung des umliegenden Landes mit diesem „angenehmen Schlecker-Essen“ (Zedler, Sp. 1867) zu ermöglichen.

Da sich seit jeher Menschen Gedanken darüber gemacht haben, über die Erntezeit hinaus eine möglichst gleichmäßige Versorgung mit Gartenprodukten zu erlangen, verwundert es nicht, dass sich auch in der „Wol unterwiesenen Köchin“ Vorschläge finden, „wie man Spargen einmachen soll, daß dieselbigen ein Jahr lang gut bleiben“. Hierfür solle man sich die schönsten Stangen auswählen, die Haut zum Stiel hinunter abziehen und die harten Füße abschneiden. Mit „reinem Brunnen-Wasser“ gewaschen lässt man den gebündelten Spargel einmal kurz aufkochen, „gleich wie man ein weich paar Eier pflegt zu sieden“. Anschließend gießt man das Wasser ab und lässt den Spargel in frischem Wasser erneut aufkochen. Den so vorbereiteten Spargel gibt man nun in einen Topf, dessen Boden mit Schmalz bedeckt ist und füllt dann den Topf soweit mit Schmalz auf bis der Spargel damit vollständig bedeckt ist. Dann verschließt man den Topf mit Leder und

stellt „ihn in ein kühles Gewölbe, oder Keller auf ein Holz oder Bret, und nicht auf die bloße Erde“. Spätestens nach einem Monat „thut man das Schmaltz wieder davon, und machet sie ferner mit frischem Schmaltz auf vorige Weise an; hernach kan man täglich, oder wöchentlich davon heraus nehmen, und in der Küche, wie bekannt, davon zurichten, und selbige verspeisen“.

Allein dieses Beispiel macht deutlich, welche Erleichterungen und Vorteile durch die Etablierung der Konservenindustrie Ende des 19. Jahrhunderts und durch die Einführung der industriellen Gemüsetiefkühlung in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts auf uns gekommen sind. Auch wenn nun der Spargel das ganze Jahr über Platz auf unseren Speiseplänen findet: Der Reiz frischen Spargels aus regionalem Anbau ging durch alle diese Verfahren jedenfalls nicht verloren.

Gedruckte Quellen und Literatur:

Asparagus. In: ZEDLER, Johann Heinrich (Hg):

Grosses vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. Bd. 2. Halle, Leipzig 1732, Sp. 1866-1868.

GUGENHAN, Stefan: *Die Landesherrlichen Gärten*

zu Stuttgart im 16. und 17. Jahrhundert. (= Veröffentlichungen des Archiv der Stadt Stuttgart Bd. 72). Stuttgart 1997.

HASSEL, Georg u. Carl BEGE: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg.* 2. Bde. Braunschweig 1802/03.

RONTZIER, Frantz de: *Kunstbuch von mancherley Essen / Gesotten / Gebraten / Posteten / von Hirschen / Vogelen / Wildtprat / vnd andern Schawessen / so auff Fürstlichen / vnd andern Pancketen zuzurichten gehörich.* Wolfenbüttel 1598. Nachdruck München 1979.

ROYER, Johann: *Beschreibung des ganzen Fürstlich Braunschweigischen gartens zu Hessem.* Braunschweig 1651. Nachdruck Wolfenbüttel 1991.

SCHELHAMMER, Maria Sophia: *Die wol unterwiesene Köchinn, Oder Gründlicher, deutlicher und vollkommener Unterricht, Wie man alle die Speisen, so nur in Teutschland bekannt seyn mögen, aufs füglichsste und beste zubereiten, das Fleisch, Fische, Gartenfrüchte, Gewächse und andere Sachen wol einmachen, dörren oder sonst verwahren, nach der üblichen Art speisen, Speisen anrichten, auftragen, die niedlichsten schmackhafften Suppen, Potagen, Pasteten, Tarten, allerhand Gebackenes etc. machen und zurichten soll samt Vorstellung vieler Curieusen Sachen und der besten, aber bisher wenig, oder gar nie bekanten Griffe, so man in der Koch-Kunst anbringen, und mit großen Nutzen und jedermans Verwunderung practisiren und gebrauchen kan.* Braunschweig 1692.

Dr. Eugen Sierke

Chefredakteur der Braunschweigischen Landeszeitung

Text von Rudolf Fricke

Das Braunschweigische Biographische Lexikon beinhaltet eine Fülle an Personendaten und ist damit ein fantastischer Beitrag zur Landesgeschichte. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Herausgeber des Buches nicht alle erwähnenswerten Persönlichkeiten mit aufnehmen konnten. Eine dieser Persönlichkeiten, die man in dem biografischen Lexikon nicht findet, ist der Zeitungsredakteur Eugen Sierke. Er war ein anerkannter Kulturhistoriker, er hat sich um die Entwicklung des Pressewesens verdient gemacht und er hat sich in Braunschweig in kommunalen Angelegenheiten engagiert.

Sierke wurde am 2. September 1845 in der ostpreußischen Stadt Saalfeld geboren. Er besuchte in Königsberg und Rastenburg das Gymnasium und studierte nach dem Abitur in Leipzig klassische Altphilologie. 1869 promovierte er mit einer Arbeit über „Lessing als angehender Dramatiker“, anschließend wandte er sich der Journalistik zu.

Seine erste Anstellung erhielt Sierke in Königsberg; für die Hartungsche Zeitung schrieb er Theater- und Literaturkritiken. Danach wechselte er zur Berliner Tägliche Rundschau. Nach einer sich anschließenden knapp einjährigen

Redakteurstätigkeit in Hannover kam Sierke 1874 nach Braunschweig. Zum 1. September übernahm er bei dem linksliberal ausgerichteten Braunschweiger Tageblatt die Nachfolge des in den Ruhestand gegangenen Chefredakteurs Bernhard Abeken.

1895 gab Sierke die Stellung auf. Über die Gründe gibt es keine Informationen. Als das Tageblatt jedoch 1897 in der Braunschweigischen Landeszeitung aufging, holte man Sierke in den Redaktionsstab zurück. Man übertrug ihm die Verantwortung für den Tages- teil. Bald darauf war er bei der Braun-

schweigischen Landeszeitung der Chefredakteur.

Über die gesamte Zeitspanne seiner Redakteurstätigkeit blieb Eugen Sierke als Kulturhistoriker aktiv. Viel beachtet waren beispielsweise seine 1881 erscheinenden „losen Studienblätter über das moderne Theater.“

Die Unabhängigkeit der Presse und die Wahrung von Persönlichkeitsrechten gehörten für Eugen Sierke zu den Grundwerten der journalistischen Arbeit. Für diese Grundwerte setzte er sich unter anderem im Reichsverband der Deutschen Presse sowie als Vorsitzender in der niedersächsischen und der braunschweigischen Untergliederung des Berufverbandes ein.

Sierkes Anspruch der politischen Unabhängigkeit der Presse dokumentiert sich in zahlreichen seiner Artikel. Kuragierte beurteilte er Vorhaben und Entscheidungen von Reichs- und Landesregierung. Dabei verwendete er unterschiedliche Stilelemente. Er berichtete ganz sachlich, ein anderes Mal verpackte er Kritik in wunderschön zu lesende Prosa und dann wieder waren seine Artikel voller Ironie oder bissiger Anmerkungen.

Obwohl Sierke ein erklärter Gegner und scharfzüngiger Kritiker der Sozialdemokratie war, unterstützte er immer wieder einige ihrer Forderungen. So geschehen im April 1917, in einem Artikel über die Wahlrechtsreform im Herzogtum Braunschweig. Das hier bis 1830 gültige Wahlrecht war nach seinem Urteil gänzlich untauglich gewesen, weil es fast die gesamte Bevölkerung von einer Beteiligung ausschloss. Auch das darauf eingeführte Drei-Klassen-Wahlrecht habe nicht den Erwartungen entsprochen. Es sei insbesondere aus den Reihen des Industriebürgertums zunehmend kritisiert worden. Die Einführung eines gleichen und geheimen Wahlrechts versprach nach Sierkes Vorstellung die größte Akzeptanz. Zudem sollte man der zusätzlichen Forderung der Sozialdemokraten nach einem allgemeinen Wahlrecht entgegenkommen. Der wachsende Druck aus der Arbeiterschaft könnte sonst zu unkontrollierbaren Entwicklungen führen und die Bürgerlichen sogar um ihren bestehenden politischen Einfluss bringen, gab er zu bedenken. Die Novemberereignisse 1918 zeigen,



Dr. Eugen Sierke (1845-1925)

wie gut Sierke offenbar politische Stimmungslagen analysieren konnte.

Sein journalistischer Mut trug Eugen Sierke verschiedentlich Probleme ein. Einmal sah er sich Seiten anderer Journalisten der Behauptung ausgesetzt, sich linksliberal zu geben, in Wirklichkeit aber ein „waschechter“ Konservativer zu sein und linksliberale Strömungen zu diskreditieren. In einer Verleumdungsklage wehrte sich der Braunschweiger Chefredakteur erfolgreich gegen die Vorwürfe der „Doppelzüngigkeit“ und die Unterstellung, seine Redakteursposition zur politischen Beeinflussung zu nutzen.

In einem anderen Rechtsstreit war Sierke selbst der Angeklagte. Man warf ihm vor, in einem Artikel eine oldenburgische Prinzessin beleidigt zu haben. Vier Monate Gefängnis lautete das Urteil für ihn, wovon er drei Monate absitzen musste.

In Braunschweig war Eugen Sierke insbesondere wegen seines kommunalen Engagements bekannt. Er gehörte unter anderem dem Verein für Volksgesundheit an. Beherzt und unnachgiebig, wie es in einer historischen Arbeit heißt, setzte er sich für die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse in der Stadt ein. Dabei scheute er sich nicht, Tabuthemen anzusprechen. Unerschrocken

forderte er, der um sich greifenden Zunahme von Geschlechtskrankheiten durch öffentliche Aufklärungsmaßnahmen zu begegnen.

Sierke gehörte in Braunschweig auch dem nationalliberalen Wahlverein an und war als Schriftführer im Vorstand aktiv. Einige Daten in seiner Biografie deuten darauf hin, dass er innerhalb der Nationalliberalen zumindest eine gewisse Affinität zum linken Flügel hatte. 1881 nahm er beispielsweise an einem Kongress teil, auf dem eine Linksgruppierung die Abspaltung von der Partei vollzog. Als 1918 Neuorganisationen politischer Parteien erfolgte der rechte Flügel der Nationalliberalen zusammen mit anderen Rechtsparteien die Deutsche Volkspartei gründete und der linke Flügel in der Deutschen Demokratischen Partei ein Bündnis einging, war Sierke Teilnehmer an dem Gründungskongress der linksorientierten DDP. Er schloss sich dann aber doch der DVP an und übernahm in der Braunschweiger Organisation wieder eine Vorstandsfunktion.

Sierke hatte drei Kinder und er war zweimal verheiratet. Über seine erste Frau waren keine Daten zu recherchieren. Seine zweite Frau, Käthe von Rodbertus, heiratete er 1890 in Lekno. Die beiden älteren Kinder, eine Tochter und ein Sohn, stammten aus erster Ehe. Die jüngste Tochter Hanna entstammte der zweiten Ehe und wurde 1895 geboren. Die beiden Kinder aus erster Ehe haben nicht mit in Braunschweig gewohnt. Lediglich der Sohn war als Student der Technischen Hochschule einige Zeit in Braunschweig gemeldet.

Im Alter von achtzig Jahren ist Eugen Sierke am 21. November 1925 gestorben. Zu seinem Tode erschienen mehrere Zeitungsanzeigen. Die Schriftleitung der Braunschweigischen Landeszeitung notierte: „Jahrzehntelang hat er in klarem Willen und mit zielsicherem Blicke seine hohen Geistesgaben in den Dienst unserer Zeitung ... gestellt.“ Der Verein Braunschweigische Presse schrieb: „... sein Rat sein abgeklärtes, unbestechliches und doch aus der Tiefe eines gütigen Herzens kommendes Urteil in allen Standes- und Berufsfragen waren uns Wegweiser durch lange Jahre.“

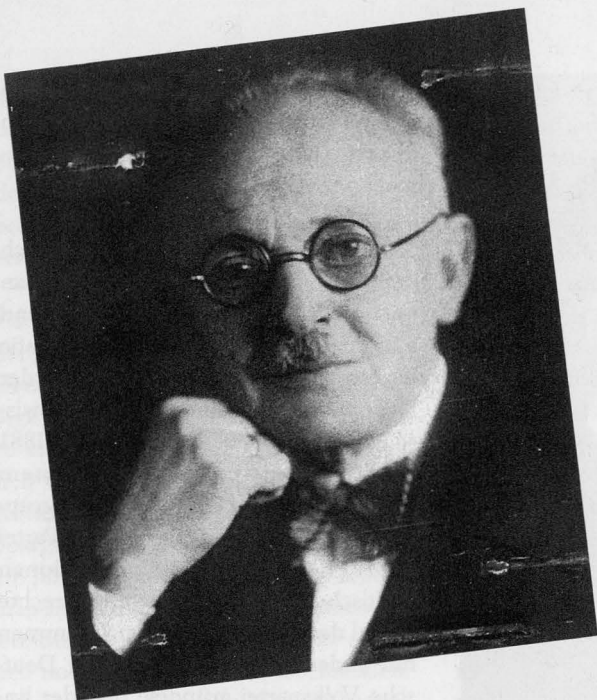


Abbildung:

Friedrich August Möbius, Foto aus seiner Personalakte.
(NStA WF Sign. 12 Neu Fb. 7 II, Nr. 355).

Der Stimmenzauberer oder:
„Stimmbildung dem ganzen Volke
durch die deutsche Schule!“

Friedrich August Möbius

Text von Uwe Lammers

Friedrich August Möbius gehört zu den vergessenen Dozenten der Technischen Hochschule Braunschweig. Wenigstens wird er im 1991 erschienenen *Catalogus Professorum* der Universität nicht erwähnt, ebenso wenig in der vier Jahre später entstandenen Festschrift zum 250-jährigen Jubiläum der Universität. Das *Braunschweigischen Biographischen Lexikon* verschweigt seine Existenz auch. Allenfalls in den universitären Vorlesungsverzeichnissen lässt sich Möbius' Tätigkeit nachweisen.

Das mag daher kommen, dass sein Fach – er ist „Lektor für Phonetik, Vortragskunst, Stimm- und Sprachheilkunde“ – umständlich und bieder klingt und er durch keinerlei spektakuläre Vorfälle bekannt geworden ist. So jedenfalls scheint es demjenigen, der sich an die gängigen Publikationen zur Hochschulgeschichte hält. Berücksichtigung finden muss natürlich auch die allgemeine Vernachlässigung biografischer Studien zur Hochschulvergangenheit, die erst jetzt allmählich aufgearbeitet wird.

Die jüngst vom Autor im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel aufgefundene Personalakte¹ zeigt jedenfalls, dass dieses Bild des unscheinbaren, unspektakulären Mannes ganz offenbar revidiert werden muss.

Auf dem einzigen erhaltenen Foto, das sich in dieser Akte findet, macht Möbius einen fast liebenswert-onkelhaften Eindruck auf den Betrachter. Mit unerschütterlich scheinender Ruhe lächelt er freundlich ins Objektiv des Fotografen, ein distinguiert Herr in dunklem Anzug, hellem Hemd und Fliege, der gelassen durch seine Rundbrille die Nachwelt ansieht. Sein Kopf wirkt mächtig und rund, durch die zurückgewichenen schütterten weißen Haare hinterlässt er beim Betrachter unwillkürlich den Eindruck eines in die Jahre gekommenen Romanciers oder Schalterbeamten. Dies ist offenkundig ein Foto, das er in ruhigen, freundlichen Jahren aufnehmen ließ.

Bald danach *verfinstert* sich sein Leben.

Möbius betritt die Braunschweiger Gelehrtenbühne am 22. November 1931 mit einem Brief an den hiesigen Volksbildungsminister Küchenthal. Zu diesem Zeitpunkt arbeitet er für die Stadt Braunschweig, um Schulungskurse für die „*stimmliche Ausbildung stimmschwacher und stimmkranker Lehrkräfte*“ abzuhalten². Um nicht völlig mittellos zu werden und auf die Fürsorge angewiesen zu sein, bittet der schon alte, verwitwete Möbius³ den Minister, sich dafür einzusetzen, viel-

leicht an der TH eine Dozentenstelle einzurichten, denn die Notwendigkeit für die Einrichtung einer solchen Stelle sei selbst vom Landtag anerkannt worden: „*Der Bildungsausschuß des Landtages hat die... Einführung dieses Lehrgegenstandes (Phonetik und Stimmbildung) für die Lehrerausbildung einstimmig... befürwortet...*“⁴. Wer die chaotischen Verhältnisse im Braunschweigischen Landtag zu dieser Zeit kennt und von den tumultuarischen Szenen Kenntnis hat, die sich dort mitunter abspielen, wird ermessen können, wie außergewöhnlich diese Bemerkung des alten Stimmlehrers ist.

Außerdem verweist er auf eine respektable Zahl teilweise frenetisch-positiver Kommentare von Teilnehmern an seinen Kursen, die nahe legen, dass Möbius' stimmbildungstechnische Fähigkeiten annähernd *Wunderheiler*-Charakter haben müssen. Man nehme beispielsweise den Brief des Bürger-schullehrers Georg LAMPE aus Braunschweig. Er schreibt am 23.1.1937 über Möbius' Fähigkeiten: „*Fast während meiner ganzen Dienstzeit (30 Jahre!) litt ich an Stimmerkrankung; leichte Ermüdbarkeit, Stimmchwäche, chronischer Luftröhren- und Kehlkopfkatarrh... stellten sich als Folge einer falschen Sprechweise ein, von deren*

niederdrückender Wirkung auf Gemüt..., Gedächtnis, auf die ganze Berufsfreudigkeit sich ein Fernstehender kaum eine schwache Vorstellung wird machen können.

Alle großen Ausgaben für ärztliche Behandlung, Aufenthalt in Höhenluft, mehrmalige Kuren in Sooden konnten nur die Folgeerscheinungen... mildern, nicht aber das Übel selbst beseitigen.

Voller... Hoffnung ergriff ich... die Gelegenheit, an einem Stimmkursus des Herrn Möbius teilnehmen zu können. Nach Beendigung des Kurses kann ich an mir Folgendes feststellen: eine leichtere, klarere, selbst größeren Anstrengungen gewachsene Stimme, auch im Gesang...!"

Eine ganz erstaunliche Leistung, und dies ist kein Einzelfall, es gibt nicht eine einzige kritische Stimme unter den Lehrern, die seine Stimmkurse mitmachen. All das versinkt später völlig in der Vergessenheit.

Die beigebrachten Argumente und Zeugnisse von Teilnehmern an seinen Sprechkursen ermöglichen es schließlich, dass Möbius in einem Alter, in dem bei anderen Lehrern längst von einer Berufung abgesehen werden würde, noch ein Lektorat übertragen bekommt. Er tritt seine Stelle als „Lektor für Phonetik, Vortragskunst, Stimm- und Sprachheilkunde“ im Sommersemester 1932 im Alter von 62 Jahren an, nachdem ihm der Volksbildungsminister am 7. Feb. 1932 die Lehrerlaubnis erteilt hat.

Um ein wenig zu begreifen, wieso Möbius' Ruf so ausgezeichnet und es möglich ist, dass entgegen den sonstigen Gepflogenheiten – in der Regel werden schließlich junge Lehrkräfte berufen, die lange leistungsfähig sind – ein so betagter Lehrer in den Dienst gestellt wird, ist es hilfreich, sich die Karriere von Friedrich August Möbius kurz vor Augen zu führen, soweit sie nachzuzeichnen ist.

Friedrich August Möbius kommt am 17. Juli 1869 in Annaberg, Kreis Chemnitz, zur Welt. Sein Vater ist der Kaufmann Friedrich Möbius, die Mutter Anna-Therese Möbius, geborene Hetze. Über seine Kindheit und die Ausbildungszeit gibt es nur spärliche, lückenhafte Daten. Nach der Schule und dem Besuch des Lehrerseminars – wohl in Chemnitz – (1883-1889) wird er Hilfslehrer und betreibt anschließend private Musikstudien (1892-1895) und besucht dann im Jahre

1900 das königliche Konservatorium für Musik in Dresden.

Im Deutschen Sprachverein, dem er noch im gleichen Jahr beitrifft, macht er die Bekanntschaft mit Professor Eduard Engel, einem Literaturhistoriker und Schriftsteller, (1851-1938). Er ist Sohn jüdischer Eltern, der einen Kampf um die Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache geführt hat. Neben zahlreichen Romanen sind seine einflussreichsten Werke die bis 1931 in nicht weniger als 31 Auflagen erschienene „Deutsche Stilkunde“ und die „Geschichte der deutschen Literatur“, die es bis 1929 auf 38 Auflagen bringt.

Zu der Zeit, in der Möbius ihn kennen lernt, ist Engel ein prominenter Stimmlehrer. Bei ihm lässt sich der faszinierte Möbius im Jahre 1908 nach der sogenannten Engelschen Methode im Auftrag der Sächsischen Staatsregierung selbst zum Stimmlehrer ausbilden. Zu dieser Zeit hat er ganz offensichtlich seine Berufung, die ihn zunächst zur Musik trieb, in der Verbreitung der deutschen Sprache gefunden, und hier kann er nach seiner Zulassung als Stimmbildner auch nachdrückliche Erfolge vorweisen. Laut den Berichten in seiner Akte verlässt *niemand* seine Kurse, ohne dass die Stimme des Teilnehmers wieder *völlig gesund* ist.⁵

Während des Ersten Weltkrieges überträgt ihm das Sanitätsamt des Heeres die Leitung des Sprachschullazarettes Magdeburg, wo er sich überragende Erfolge im Kurieren von stimm- und sprachkranken Kriegsteilnehmern erwirbt und seinen Ruf weiter ausbaut.

Im Jahre 1925 gibt Möbius dann seine Stellung in Magdeburg auf, weil ihn der braunschweigische Staat zu sich holt, um seine Kenntnisse für die städtischen Volksschullehrer fruchtbar einzusetzen, von denen nicht wenige vorübergehend oder vorzeitig ganz ausscheiden, weil sie über *chronische Heiserkeit, Stimmlähmung, Halskatarrh* und dergleichen klagen, typische Symptome einer durch Dauerbeanspruchung überbelasteten Stimme. Teilweise tritt das auch zusammen mit falscher Sprechtechnik auf.

Möbius ist genau der richtige Mann für das Kurieren solcher Schwierigkeiten.

Er hält Kurse ab für die Stadt Braunschweig, für den Lehrerverein, den Philologen- und Landespastorenverein, den Ärzteverein und den Sprachverein sowie später für die NSDAP. Entsprechend

den Zeichen der Zeit ist er schon am 1. Mai 1932 in die Partei eingetreten. Später erreicht er den Dienstgrad des Amtsleiters und wird Luftschutzwart.

Die „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten ist für Möbius im Gegensatz zu vielen anderen Lehrkräften an der TH, die unter sozialdemokratischer Ägide in den Dienst des braunschweigischen Staates traten, *keine* signifikante Zäsur. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass der Eindruck seines Fotos nicht trügt und er ein harmloser, freundlicher alter Herr ist. Man könnte es auch zu seinen Ungunsten auslegen, doch dafür spricht eigentlich nichts.

Vom Studentenfürher Amberger an der Bernhard-Rust-Hochschule für Lehrerbildung (BRH), an die er 1937 wechselt, wird Möbius als „*stiller, aufrechter und kameradschaftlicher Dozent*“ bezeichnet, der sich großer Beliebtheit erfreut.

Man kann es darum fast einen Generationenkonflikt nennen, der schließlich dazu führt, dass Möbius' Karriere beendet wird. *Mangelnde fachliche Kompetenz* wird ihm nicht zum Verhängnis.

Am 14. Januar 1938 leitet er wieder einmal einen Sprachlehrgang für Lehrer, diesmal in Schöningen, und aus dem Ministerium nimmt der Angestellte GOES daran teil. Alle 22 Lehrkräfte, die den Lehrgang besuchen, inklusive Schullrat STAATS, äußern sich positiv.

Allein, Ministerpräsident Klagges liegt unterdessen eine Klage vor, und er notiert am Rand des Gutachtens: „*Die Studierenden der Bernhard-Rust-Hochschule sind von der Methode Möbius' nicht erfreut. Feststellen.*“

SS-Untersturmführer Amberger führt daraufhin eine vorsichtige Befragung der Studierenden durch und erstattet Bericht: Gegen Möbius' nationalsozialistische Haltung sei nichts einzuwenden, auch gelte er als beliebt, doch es gebe zwei generelle Kritikpunkte an ihm – sein *Alter* und die *Tatsache, dass er nicht fähig sei, sich autoritär durchzusetzen*. Mit hin entspreche er nicht dem nationalsozialistisch gewünschten Lehrertypus der neuen Zeit. Seine Übungen seien zwar gründlich und wirksam, insbesondere, wenn die Teilnehmerzahlen gering sind, aber sie wären ermüdend langsam. Letzteres ist vermutlich dem hohen Alter des Dozenten zuzuschreiben.

Oder der Ungeduld der jungen Studierenden.

Goes selbst fügt in einem Schreiben hinzu, ein Lehrauftrag für Sprecherziehung sei den Richtlinien gemäß vorgesehen. Er spricht sich dafür aus, Möbius *altersbedingt* in den Ruhestand zu schicken und eine neue Lehrkraft einzustellen. In dem gleichen Bericht beschreibt Goes, dass es in Möbius' Position neben der Stimmbildung und der Schulung der Aussprache auf die Sprache selbst ankomme. „Der Student... soll fähig sein, frei und wirkungsvoll zu sprechen und auch vor Kindern geübt zu haben. Der Studierende ist zu schulen

a. in der Aussprache

b. in der freien Rede

c. im Vorlesen

d. im Erzählen (Märchen, Sagen, geschichtliche Ereignisse)...“

Dies scheint Möbius nicht gewährleisten zu können. Freilich überschreiten diese Erwartungen die Kompetenz eines Stimmlehrers bei weitem.

Daraufhin erklärt sich Ministerpräsident Klagges zu diesem Vorgehen bereit und erteilt umgehend Order, den Lektor Friedrich August Möbius mit einer kleinen laufenden Unterstützung in den Ruhestand zu schicken.

Das erweist sich allerdings als schlecht durchdacht.

Eine solche Fachkraft wie Friedrich August Möbius ist auf die Schnelle nicht zu ersetzen, wie selbst Bernhard Herwig, der eigentlich Leiter des Psychotechnischen Instituts der Technischen Hochschule ist, in einem Schreiben Klagges in Stellvertretung von Samleben, dem Direktor der BRH, zugeben muss. Dr. Dürkop muss daraufhin den Lehrauftrag von Möbius notgedrungen um ein Semester verlängern.

Erst am 12. Mai 1938 kann Ministerial-

rat Dr. Müller vier Kandidaten ausfindig machen, die vielleicht in der Lage wären, Möbius' Stelle einzunehmen, doch er nehme nicht an, „daß die Genannten in medizinischer Hinsicht genügend vorgebildet sind.“

Dessen ungeachtet scheint die Angelegenheit inzwischen dringlich zu sein. Dr. Dürkop verlangt, diesen problematischen Sachverhalt völlig ignorierend, „Angaben zur Parteizugehörigkeit“ der Kandidaten. *Fachliche Kompetenz* scheint also kein ausschlaggebendes Kriterium mehr zu sein.

Möbius' Lehrauftrag an der BRH wird schließlich zum 26.9.1938 aufgehoben. Dies trifft den alten Lektor sichtlich hart, denn bislang waren seine Einnahmen durch die *auf seinen Wunsch hin* verblüffenderweise erhöhten Hörergebühren einigermaßen passabel. Das war auf einen frühen, sehr wohlwollenden Vorstoß des Dekans MOOG vom 14.4.1932 bei Rektor Mühlenpfordt zurückzuführen: Moog bat damals in Möbius' Namen darum, „das Honorar für die Teilnahme an den phonetischen Lehrgängen für Studierende von 5 RM pro Semesterstunde und Gasthörer auf 8 RM... zu erhöhen. Er führt dabei... als... Grund an, dass es sich um... praktische Übungen handele, die eine intensive Beschäftigung mit den Teilnehmern nötig mache. Es bestehen von der Abteilung aus zwar nach wie vor die grundsätzlichen Bedenken gegen eine Erhöhung der... Gebühren..., aber nach der Begründung des Herrn Möbius scheint hier doch ein Ausnahmefall vorzuliegen...“

Nun aber, erklärt der alte Stimmlehrer im Oktober 1938, nun stehe er „wirtschaftlich vor dem Nichts“, denn „Vermögen besitze ich nicht, da durch Krieganleihe und Inflation die von meinen Eltern ererbten 20000 Mark verloren gingen. Unterstützung

von irgend welcher Seite ist mir versagt, denn mein Sohn, Leutnant bei der Jagdstaffel 7, fiel am 24.1.1918 im Luftkampf, und meine Tochter mit 4 Kindern ist glücklich über jede ersparte Mark, die ich ihr senden kann. Die für meine Lehrtätigkeit erhaltenen Honorare waren nie höher, als dass sie bescheidenen Lebensansprüchen genügen...“

Interessanterweise erhören die sonst wahrhaftig nicht zimperlichen Nationalsozialisten – Ministerpräsident Klagges, die Verwaltungsbeamten im Ministerium und selbst schließlich der Braunschweigische Finanzminister – diese Klage und bewilligten Möbius *anstandslos* eine laufende Rente in Höhe von 150,66 Reichsmark monatlich. Unterstützung für einen altgedienten Parteigenossen? Eine eigenartige Mischung aus schrulliger Sympathie und Skrupeln? Wer mag es wissen?

Diese bescheidene Rente bezieht Friedrich August Möbius also von November 1938 bis inklusive Januar 1939. Am 31. Januar 1939 muß er sich in Braunschweig einer Operation unterziehen und stirbt an den Folgen dieser Behandlung.

Somit behält er auf fast makabre Weise recht mit seiner Aussage, die er am 10. Oktober 1938 in seinen Brief schrieb, in dem er darum bat, „für den voraussichtlich kurzen Rest meines Lebens“ eine Pension zu zahlen.

Sein Leben währte von diesem Augenblick an keine vier Monate mehr.

¹ Sie trägt die Signatur 12 Neu Fb. 7 II, Nr. 355.

² Ebd.

³ Vgl. Alle engeren biografischen Angaben stammen aus dieser Akte.

⁴ Vgl. Möbius an den Volksbildungsminister Küchenthal, 22.11.1931.

⁵ Möbius an Küchenthal, 22.11.1931.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658
Redaktion: Britta Edelmann M. A., Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, Telefon 0531/1215-0
Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372/54088
Uwe Krebs, Am Bülten 9, 38176 Wendeburg, Telefon 0531/25656-25, Fax 0531/25656-12
Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig

Appelhaus Verlag, Braunschweig, 2003 · ISBN 3-930292-76-9

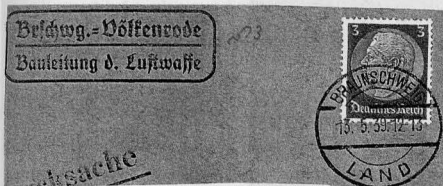
Die Poststellen in der Forschungsanstalt für Landwirtschaft

Text von Rolf Ahlers und Siegmund Peschke

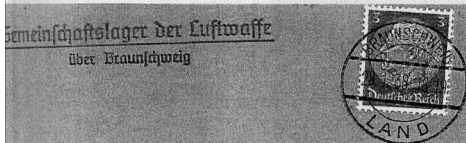
Gemeinschaftslager
forschungsanstalt
über Braunschweig



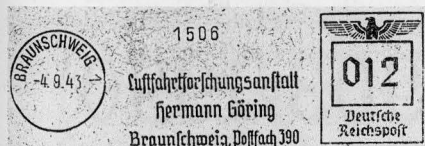
Poststelle Forschungsanstalt der Luftwaffe.



Poststelle Bauleitung der Luftwaffe.



Es ist nicht bekannt, ob die Poststelle des Gemeinschaftslagers der Luftwaffe auch auf diesem Gelände war.



Im Jahre 1943 besaß die Luftfahrtforschungsanstalt einen eigenen Absenderfreistempel.



Poststellen II Stempel der Forschungsanstalt für Landwirtschaft.



Ab 16. März 1952 Tagesstempel der Poststelle I.

Ein Ziel des bekannten Generalpostmeisters der Kaiserlichen Reichspost in Deutschland, Heinrich von Stephan (1831-1897), war das Vorhandensein der Post in jedem Ort des Reichsgebietes. Dieses war auch noch bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges der Normalfall. Natürlich waren in den kleineren Orten, je nach Bedarf, die Poststellen nur stundenweise geöffnet, aber die Post war dort präsent. Auch gab es Poststellen, die sich in einem Betrieb oder einem Arbeitslager des Dritten Reiches befanden, so z. B. in der Zuckerfabrik Wierthe oder dem Reichsarbeitsdienstlager in Groß Gleidingen.

Am Westrand des Braunschweiger Stadtgebietes, zwischen Lamme, Bortfeld, Völkenrode, Watenbüttel und dem heutigen Kanzlerfeld wurde ab 1935 die Luftfahrt-Forschungsanstalt mit geschlossenem Flugplatz errichtet, u.a. zeichnete das Neubauamt der Luftwaffe dafür verantwortlich.

Für die Forschungsanstalt eröffnete die Reichspost am 24. Juni 1937 eine Poststelle II. Erster Posthalter dieser Poststelle wurde Karl Bartz, ihm folgten am 24. Juli 1939 Karl Pfeiffer, am 24. Juli 1941 Adolf Fink und am 5. September 1942 Anneliese von der Bey. Am 1. August 1945 schloss die Post diese Poststelle.

Eine weitere Poststelle II befand sich ab 10. Mai 1939 in der Bauleitung der Luftwaffe. Poststellenleiter war dort Heinz Schützmann.

Die Poststelle in der Forschungsanstalt für Landwirtschaft (FAL)

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges liefen die Luftfahrt-Forschungsarbeiten allmählich aus, die Windkanäle usw. wurden demontiert bzw. ge-

sprengt. Büro- und Laborgebäude blieben erhalten, der Flugplatz wurde umgepflügt – das Gelände dient seit 1947 der landwirtschaftlichen Forschung, organisiert in einer damals neugegründeten Forschungsanstalt. (Hinweis: das seit 1947 mehrfach erweiterte PTB-Gelände war ursprünglich ein Teil der Luftfahrt-Forschungsanstalt, es umfasste das Institut für Motorenforschung).

Die Forschungsanstalt für Landwirtschaft war aber nicht allein auf dem etwa 4 Quadratkilometer großem Gelände. In vielen Gebäuden (auch Baracken und Behelfsbauten) gab es eine dauerhafte Wohnbevölkerung von etwa 400 Personen. Ein „Dorf“ – sogar mit Schule und Kindergarten war dort vorhanden. Die Post stellte hier Handlungsbedarf fest und eröffnete am 5. Mai 1949 in der FAL eine Poststelle II. Die Poststellen II, besaßen, im Gegensatz zu den Postämtern und Poststellen I, keine Tagesstempel. Mit einem Gummistempel, der links neben den Postwertzeichen abgedruckt wurde, dokumentierte die Post die Einlieferung der Sendung. Die Briefmarken wurden erst in der Landpoststelle des Postamts Braunschweig entwertet. Am 16. März 1952 wurde die Poststelle in der FAL in den Rang einer Poststelle I angehoben und bekam somit auch einen Tagesstempel mit Datumsangabe.

Leiter der Poststelle in der Forschungsanstalt für Landwirtschaft waren: ab 5. Mai 1949 Christel Leske, ab 16. Dezember 1949 Marianne Steudel, ab 1. Oktober 1951 Ernst Kassel, ab 1. Dezember 1951 Ottilie (=Tilli) Schönerstedt. Sie leitete die Post fast 20 Jahre. Letzte Posthalterin wurde am 1. Mai 1971 Ursula Maaß. Am 31. Dezember 1971 schloss die Deutsche Bundespost ihre Amtsstelle in der FAL.



Text von Otto Pfingsten

Dr. Gerhard Schrader (1903-1990)

Der Erfinder des Schädlingsbekämpfungsmittels E 605

„Die Bedeutung eines Menschen für seine Zeit kann daran gemessen werden, ob er durch sein Tun und Handeln die Welt menschlicher gemacht hat. Jeder kann im Rahmen der ihm durch Begabung, Fleiß und persönlichen Einsatz gegebenen und wahrgenommenen Möglichkeiten einen Beitrag hierzu leisten. Zu den Menschen unserer Zeit und unseres Landes, welche das Leben der Menschen dadurch sicherer gemacht haben, daß sie Mittel bereitgestellt und Wege gewiesen haben, wie Hungersnot und Krankheiten wirksam bekämpft werden können, gehört Gerhard Schrader... Er gehört zu den Menschen im Lande, die still und unermüdlich ihrer Aufgabe gelebt haben, die nur selten in das Ram-

penlicht der Öffentlichkeit getreten sind, die aber den wahren Reichtum einer Nation ausmachen.“

Diesen ehrenden Sätzen Prof. Z. Horners, Dekan des chemischen Instituts der Universität Mainz, aus dem Jahr 1976 ist kaum etwas hinzuzufügen. Gerhard Schrader gehörte zweifellos zu den großen Gelehrten und Forschern unseres Landes, die im Stillen viel bewirkt haben und die so den „wahren Reichtum einer Nation“ ausmachen. An ihn und sein Lebenswerk dürfen gerade wir Braunschweiger uns dankbar und auch mit Stolz erinnern. Denn Gerhard Schra-

der stammte aus unseren Landen; er hatte hier seine Wurzeln und seine Heimat.

Die Vorfahren von Gerhard Schrader waren fast ausnahmslos Bauern aus dem Braunschweiger Land. Sein Vater Heinrich wurde am 14. November 1861 in Schandelah als jüngster von 4 Geschwistern geboren. Dort bewirtschafteten die Schraders seit vielen Generationen einen kleinen Kothsassen-Hof. Die Großmutter – eine geborene Wiele – stammte ebenfalls aus einem bäuerlichen Anwesen aus Abbenrode.

Da Heinrich als jüngster Sohn nicht den

Hof erbte, ließen die Eltern ihm für damalige Zeit eine gute Ausbildung zukommen: sie ermöglichten ihm in Helmstedt bzw. in Braunschweig eine Lehrerausbildung. Ostern 1902 bewirbt er sich erfolgreich um die Schul- und Kantorenstelle in Bortfeld. Hier bekommt er nicht nur eine schöne und große Dienstwohnung, hier hat er mit 175 Kindern eine relativ große Dorfschule zu verwalten. Zwei weitere Lehrer helfen ihm beim Unterricht. „In Bortfeld“ – so schreibt Heinrich Schrader 3 Jahrzehnte später – „sollte unser Eheglück vollkommen werden, in dem unser drittes Kind, ein Söhnlein, am 25. Februar 1903 geboren wurde. Er erhielt den Vornamen: Paul Gerhard Heinrich“. Am 29. März wird der kleine Gerhard in der Kirche zu Bortfeld von Pastor Hermann Feuerriegel getauft.

In Bortfeld verlebt Gerhard Schrader eine zweifellos glückliche und behütete Kindheit. Durch die tiefe Frömmigkeit seines Vaters – er war als Kantor jeden Sonntag in der Kirche – wird auch bei ihm die Grundlage gelegt zu einem christlichen Glauben, der stets das Fundament seiner Lebenseinstellung bleiben sollte.

In Bortfeld hatte sich die Familie Schrader offensichtlich sehr wohl gefühlt. Aber mit dem Heranwachsen der Kinder machte sich die mangelnde Anbindung an Braunschweig störend bemerkbar. Zwar war im Februar 1904 die erste erfolgreiche Postbusverbindung der Welt von Braunschweig über Bortfeld nach Wendeburg eingerichtet. Aber dieser Bus fuhr nur dreimal täglich und benötigte von Bortfeld in die Stadt immer noch etwa eine Stunde. So bewirbt sich Heinrich Schrader um die Lehrstelle in Klein Stöckheim, einem Dorf direkt vor den Toren von Braunschweig. Am 1. Januar 1913 kann er die Stelle dort antreten. Von hier aus war es nicht allzu weit zu dem humanistischen Wilhelm-Gymnasium, das Gerhard Ostern 1914 als Sextaner betritt. Ohne schulische Schwierigkeiten durchläuft er diese höhere Schule und erhält 1923 dort sein Reifezeugnis.

Gegen den Willen des Vaters – er hätte es gern gesehen, wenn sein Sohn auch Lehrer geworden wäre – beginnt Gerhard Schrader noch im selben Jahr an der Carolo-Wilhelmina in Braunschweig mit dem Studium der Chemie. Er ist offensichtlich ein fleißiger Student: nach nur 8 Semestern(!) schließt er im Sommer 1927 sein Studium mit der Gesamtnote „sehr gut“ ab.

Sofort nach bestandenem Examen schreibt Gerhard Schrader in einem knappen halben Jahr seine Dissertation über Osmium-Verbindungen. Bereits am 16. März 1928 wird ihm von der Technischen Hochschule Braunschweig die Doktorwürde (Dr.-Ing.) „mit Auszeichnung“ verliehen. Keiner konnte damals wohl ahnen, dass der

Chemiker Gerhard Schrader später mit noch 3 weiteren Doktor-Titeln geehrt wird.

Die eile, mit der Gerhrd Schrader sein Studium abschließt, hat auch familiäre Gründe: nach 46-jähriger Tätigkeit wird sein Vater im April 1928 in den Ruhestand verabschiedet. Er zieht nun um nach Ehmen, einem Dorf vor den Toren von Wolfsburg. Gerhard hilft seinem Vater beim Umzug tatkräftig mit und kann dort, frei von Pflichten und umsorgt von der Mutter, einen wunderschönen Sommer verbringen.

In diesem Sommer des Jahres 1928 fallen nun für Gerhard Schraders weiteren beruflichen und privaten Lebensweg zwei wichtige Entscheidungen: Er verliebt sich in diesem Sommer in Gertrud Ahlers, die hübsche Tochter des Sulfelder Pastors (Sulfeld ist der Nachbarort von Ehmen). Ende des Jahres verlobt er sich mit ihr und heiratet sie im Frühjahr 1929. Mit seiner von allen Bekannten als warmherzig beschriebene „Trudel“ darf er in einer offensichtlich glücklichen Ehe über 60 Jahre lang gute und schwere Stunden teilen. In den kommenden Jahren wird er Vater von 3 Kindern, 2 Mädchen und einem Jungen.

Auch beruflich werden nun für den jungen Chemiker entscheidende Weichen gestellt. Am 1. Oktober 1928 tritt er eine Stelle bei den Farbenwerken Bayer in Leverkusen an. Auch dieser Firma hält er die Treue: bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1967 forscht er in den Laboratorien dieser Weltfirma. Und was er dort erforscht, sollte ihm Weltruhm einbringen.

Das Deutsche Reich wollte nicht erst seit 1933 auf dem Nahrungssektor möglichst unabhängig werden von ausländischen Einfuhren. Dafür aber mussten, zumal nach der Abtretung der großen Gebiete im Osten nach dem 1. Weltkrieg, die Ernteerträge deutlich gesteigert werden. So kaufte zu Beginn der 30er Jahre das Deutsche Reich für über



Abb. linke Seite:
Der Student Gerhard Schrader an seinem Laborarbeitsplatz an der TU Braunschweig.

Abb. rechte Seite oben:
Gerhard Schraders Eltern, Elise und Heinrich Schrader.

Abb. rechte Seite unten:
Gerhard Schrader mit seiner Ehefrau Gertrud und seiner erster Tochter Wiebke.

(Fotos aus dem Privatbesitz der Familie Schrader)

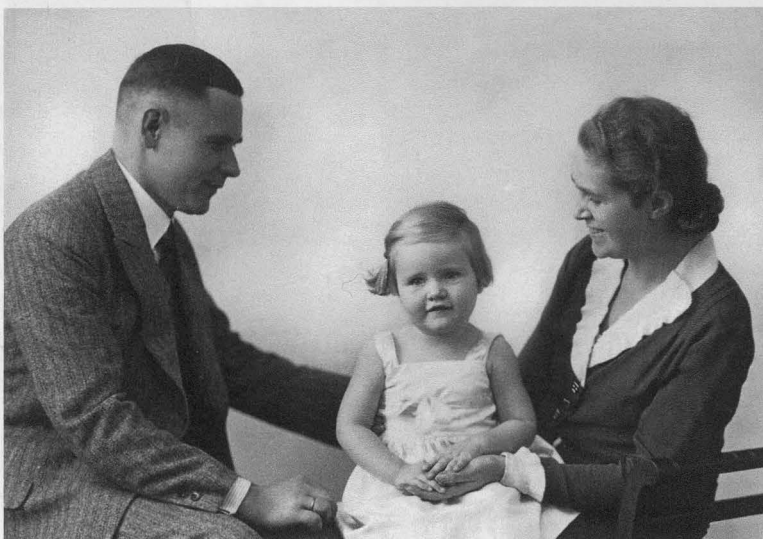




Abb. oben:
Schrader bei einer Rede.

Abb. unten:
G. Schrader mit einem
Mitarbeiter.

Abb. rechte Seite oben:
Die Ehrendoktorwürde.

Abb. rechte Seite unten:
Gerhard Schrader im
hohem Alter.

30 Millionen Mark Schädlingsbekämpfungsmittel ein, die meist auf pflanzlicher Basis aufbauten (vor allem Nikotin). Hier erhoffte sich die Reichsregierung Unterstützung durch die deutsche Industrieforschung. In den Forschungslabors der Bayerwerke hatte man zunächst Erfolge aufzuweisen mit einigen Fluor-Verbindungen, die gegen Motten und Käfer eingesetzt wurden.

Seit 1934 sucht auch Schrader gezielt nach neuen Pflanzenschutzmitteln. Anders als die meisten seiner Vorgänger, arbeitet er mit organischen Phosphorverbindungen. Und er hat Erfolg. Zunächst entdeckt er allerdings – mehr durch Zufall – die Giftgase Tabun (1937) und Sarin (1938). Dass Anfang der 40er Jahre in Dyhernfurth/Schlesien eine Anlage errichtet wird zur Herstellung von Tabun für militärische Zwecke, erfährt Schrader nur am Rande. Damit hat er nichts zu tun und will es auch nicht.

Schrader forscht weiter nach Schädlingsbekämpfungsmitteln, und noch während des Krieges

kommt er hier zum entscheidenden Durchbruch. Es gelingt ihm 1942 eine Ester-Verbindung herzustellen, die das bis dahin gebrauchte Nikotin bei der Schädlingsbekämpfung ablösen kann. Dieses Pyrophosphorsäuretetraethylester kommt unter dem Handelsnamen Blandan zu Beginn des Jahres 1944 auf den deutschen Markt. Gegen Ende 1944 macht Schrader in seinem Laboratorium eine weitere Entdeckung, unter dem Code E 605 findet er eine Substanz von hoher Toxizität und Stabilität. Noch sind die Untersuchungen an diesem Präparat nicht abgeschlossen, da erreichen im März 1945 amerikanische Kampftruppen Leverkusen. Dr. Gerhard Schrader wird verhaftet.

Mit den führenden Wissenschaftlern des Deutschen Reiches wird Gerhard Schrader in Kranzberg/Taunus interniert. Eine Anklage gegen ihn wird bald fallen gelassen. Er wird aber gebraucht als Zeuge in den Prozessen gegen die IG-Farbenwerke. Vor allem die Engländer sind sehr interessiert an seiner Forschung und nehmen ihn als Informationsquelle für über einen Monat mit auf ihre Insel. Englische Firmen sind es dann auch, die E 605 im Februar 1947 unter den Namen Parathion auf den Markt bringen.

Natürlich bekommt Schrader auch verlockende Angebote. Von den Briten erhält er noch am 6. August 1947 unter Hinweis auf vorangegangene Schreiben die Offerte, seine Forschungen in England fortzusetzen. Aber Schrader lehnt ab, er will am Aufbau eines besseren Gemeinwesens in Deutschland mitarbeiten.

Ende 1946 darf er in seinem weitgehend zerstörten Laboratorium die Arbeit wieder aufnehmen. Sein Forschungsgeiz gilt nun dem Ziel, das Präparat E 605 zu verbessern: er suchte nach Substanzen, die weniger giftig sind für Menschen, aber die Insekten noch nachhaltiger angreifen.

Ende der 40er Jahre hatte man auch in der Schweiz (bei Geigy in Basel) ein Mittel gegen Schädlinge gefunden, das DDT. Dieses Mittel – ähnlich wie E 605 ein Nervengift – war weniger toxisch für Menschen. Allerdings baut es sich – im Gegensatz zu E 605 – nur sehr langsam ab und lagert sich ein in die Speichergewebe der Organismen. Diese Gefahr für die Umwelt wurde damals allerdings kaum wahrgenommen.

Schrader hat Erfolg bei seinen Forschungen: Im Februar 1952 kann Bayer das Präparat Systox in den Handel bringen. Es handelt sich hier um einen Wirkstoff, der von der Pflanze aufgenommen wird und mit dem Saftstrom von ihr selbst ins Gewebe verteilt wird. Die Vorteile liegen auf der Hand: es werden nachwachsende Teile der Pflanze geschützt und es werden darüber hinaus auch



Die Naturwissenschaftliche Fakultät der Technischen Universität Carolo-Williamina zu Braunschweig verleiht unter dem Rektorat des ordentlichen Professors für Mittelalterliche Geschichte Dr. phil. Norbert Kamp und unter dem Dekanat des ordentlichen Professors für Chemische Technologie Dr. rer. nat. Joachim Klein nach Zustimmung von Rektor und Senat durch diese Urkunde Herrn Dr.-Ing. Dr. agr. h.c. Dr. med. vet. h.c. Gerhard Schrader Wuppertal Grad und Würde eines Doktors der Naturwissenschaften Ehren halber (Dr. rer. nat. h.c.) in Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und Verdienste auf den Gebieten der Phosphorchemie und der Herstellung synthetischer Pflanzenschutzmittel.

BRAUNSCHWEIG, 11. JANU 1977

Der Rektor

Der Dekan

Schädlinge bekämpft, die verborgen im Innern der Pflanze leben. 2 Jahre später kommt mit dem Mittel „Metasystox“ ein Insektizid auf den Markt, dass weniger giftig und damit weniger gefährlich für die Menschen ist. In einer kurzen Zeit werden von Schrader und seinem Team immer neue bzw. der Schädlingsart angepasste Mittel entdeckt: Diptesex, Gusathion, Folidol... In Japan wird der gefährliche Reisstengelbohrer mit Hilfe der Schraderschen Präparate ebenso nachhaltig bekämpft wie in Mexiko und den USA der Kapselkäfer, der die Baumwollernnten zerstört hatte.

Dr. Gerhard Schrader, der während des Krieges fast völlig isoliert von der Öffentlichkeit gearbeitet hatte, wird nun



weltberühmt. Und entsprechend groß sind die nationalen und internationalen Ehrungen, die alle aufzuzählen kaum möglich ist: 1951 bekommt er vom Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten die Silberne Ehrenplakette, 4 Jahre später die Otto-Appel-Gedenkmünze, im Jahr darauf wird ihm die Adolf-von-Bayer-Medaille der Gesellschaft Deutscher Chemiker überreicht. Für seine Verdienste um die Landwirtschaft verleiht ihm die Bonner Universität im Februar 1959 den Titel Dr. agr. h.c. An seinem 60. Geburtstag am 25. Februar 1963 ernennt ihn die Tierärztliche Hochschule Hannover zu ihrem Ehrendoktor (Dr. vet. med. h.c.). Und schließlich erinnert sich auch die Universität Braunschweig an ihren ehemaligen Studenten, den nun so erfolgreichen Forscher: seit 1977 darf Schrader sich Dr. rer. nat. h.c. nennen.

Hoch geehrt auch von seiner Firma, der Bayer AG – seit 1958 war er dort im Besitz der Prokura – legt er 1967 die Leitung des Pflanzenschutz-Labors in die Hände Jüngerer. Er geht in den Ruhestand.

Zunächst kann Gerhard Schrader – auch nach Erreichen des Ruhestandes – noch in einem ihm eigens von den Bayer-Werken zur Verfügung gestellten Labor wieder arbeiten. Auch einige Patente hat er in dieser Zeit noch angemeldet. Dann aber setzt ein Schlaganfall allen weiteren Plänen und Aktivitäten ein Ende. Zwar erholt er sich im Kreis seiner Familie bzw. auf Kuren relativ gut, aber an ein wissenschaftliches Arbeiten ist nun nicht mehr zu denken.

Ganz überraschend verstirbt im Oktober 1988 seine Frau Gertrud. Und als wenige Monate später seine Tochter Kristin Opfer eines Verkehrsunfalls wird, da ist auch sein Lebensmut gebrochen. Am 10. April 1990 ist Gerhard Schrader in seinem Haus in Wuppertal eingeschlafen; 4 Tage später wird Gerhard Schrader auf dem kleinen Friedhof zu Wuppertal-Cronenberg neben seiner Frau und seiner Tochter zur letzten Ruhe gebettet.

Auf seinem Grabstein steht Jesaja 40.31: „Die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler...“

Otto Pflingsten

Dr. Gerhard Schrader

Der Erfinder des Schädlingsbekämpfungsmittels E 605



Wendeburger Heimatkunde Heft 24

Otto Pflingsten

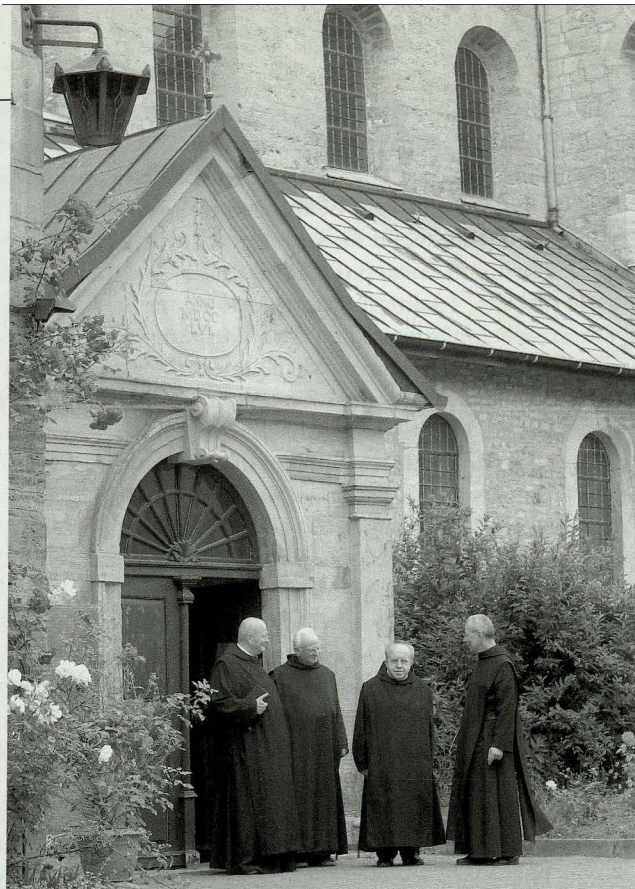
Dr. Gerhard Schrader

E 605 wurde in den 50er Jahren weltweit der Inbegriff eines wirksamen Pflanzenschutzes und wurde als bahnbrechender Fortschritt im Kampf gegen den Hunger in der Welt gefeiert. Das Insektizid, 1944 von dem Chemiker Dr. Gerhard Schrader entwickelt, ist eine Ester-Verbindung und wirkt als Nervengift. So legte Dr. Schrader bei seinen Forschungen auch den Grundstein für die Giftgase Tabun und Sarin. Im 2. Weltkrieg wurden diese hochtoxischen Giftgase bereits als Kampfmittel produziert, kamen jedoch nicht zum Einsatz.

Für seine Verdienste gegen den Welt hunger wird er vielfach geehrt und bekommt weitere drei Dokortitel verliehen. Er wird aber auch oft als der „Vater der chemischen Kampfstoffe“ bezeichnet.

In diesem Heft stehen nicht die chemischen Formeln seiner über 300 Patente im Vordergrund, vielmehr beschäftigt es sich erstmals mit dem Menschen Gerhard Schrader. Es berichtet von seiner Kindheit in Bortfeld, seiner Studienzeit an der TU Braunschweig und seiner späteren Arbeit bei der Bayer AG. Als Quellen dienen persönliche Unterlagen und Aufzeichnungen seines Studienfreundes, alles zur Verfügung gestellt aus dem Familienbesitz seiner ältesten Tochter Prof. Wiebke Schrader.

Verlag Uwe Krebs Wendeburg
DIN A5, 32 Seiten, 12 Abbildungen
ISBN 3-932030-22-2, EUR 3,50



Faszination Romanik in Sachsen-Anhalt

Seit ihrer Gründung im Mai 1993 erfreut sich die Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt eines stetig wachsenden Besucherinteresses. Weit mehr als eine Million gezählte Gäste werden jährlich registriert. Die Straße der Romanik gehört zu den zehn erfolgreichsten deutschen Ferienstraßen und steht im Tourismusjahr 2003 ganz im Zeichen ihres zehnjährigen Geburtstags.

Unter dem Motto „Faszination Romanik in Sachsen-Anhalt“ bietet das Jubiläumsprogramm 2003 von Ritterfesten auf mehr als eintausend Jahre alten Burgen bis zu Klassik-Konzerten in romanischen Kirchen und Domen jede Menge Abwechslung. Das Tourenprogramm kann man sich ganz nach persönlichem Interesse individuell zusammenstellen und dabei aus den vier Angebotssegmenten Romanik-AnsichtsSachen, Romanik-ErlebnisWelten, Romanik-KostProben und Romanik-PfadFinder wählen.

„Romanik-AnsichtsSachen“ bietet Sehenswertes – zum Beispiel auf den Spuren Ottos des Großen – und Einblicke in die Anfänge deutscher Geschichte sowie in die romanische Kunst und Architektur. „Romanik-ErlebnisWelten“ eröffnen sich bei Konzerten, Mittelalterfesten und Kunstprojekten in der Kulisse romanischer Bauwerke. Wer den köstlichen Saale-Unstrut-Wein zu regionaltypischen Gerichten probieren oder bei einem zünftigen Rittermenü auch kulinarisch in die Zeit der Romanik eintauchen möchte, findet bei den „Romanik-KostProben“ das passende Angebot. Und Freunde des Aktiv-Urlaubs können die Straße der Romanik als „Romanik-PfadFinder“ bei Wandertouren – zu Fuß, auf dem Pferderücken, auf dem Wasser, mit der Bahn oder mit dem Fahrrad erkunden.

Noch heute lassen sich an der rund eintausend Kilometer langen Straße der Romanik in Sachsen-Anhalt originale Zeugnisse der Geschichte und der Kunst des Mittelalters bestaunen. Die Straße der Romanik verbindet zwischen Arendsee im Norden und Zeitz im Süden sechzig Orte mit 72 romanischen Domen, Kirchen, Burgen und Pfalzen, die von der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung des heutigen Sachsen-Anhalt im Mittelalter künden.

Die Nordroute führt von Magdeburg aus durch die Altmark bis ganz in den Norden Sachsen-Anhalts. In Magdeburg steht neben dem berühmten Dom mit der Grablage Ottos des Großen das Kloster Unser Lieben Frauen auf dem Besichtigungsprogramm. Die Klosteranlage in Magdeburg gehört zu den eindrucksvollsten romanischen Bauwerken Deutschlands und wird heute als Kunstmuseum und Konzerthalle genutzt. In der Altmark trifft man immer wieder auf Backsteinkirchen. Am Ende der Nordroute sollte man die Dorfkirche St. Thomas in Pretzien (12. Jahrhundert) besuchen. Hier kann man spätromanische Wandmalereien entdecken, die als die wertvollsten Zeugnisse mittelalterlicher Wandmalerei in Mitteldeutschland gelten.

Auf der Südroute der Straße der Romanik reist man im Harz auf den Spuren der Ottonen und sollte dabei in Halberstedt, Quedlinburg und Gernrode Station machen. Auch in Querfurt, Memleben, Merseburg und Tilleda sind Zeugnisse ottonischer Herrschaft erhalten geblieben. Mächtige Burganlagen wie die Neuenburg in Freyburg/Unstrut und die Rudelsburg in Bad Kösen hoch über der Saale prägen die Landschaft der Saale-Unstrut-Region im Süden Sachsen-Anhalts.

Abbildung: Das Benediktinerkloster auf der Huysburg bei Halberstadt. (Bilderdienst der Landesmarketing Sachsen-Anhalt GmbH)

Die Rohrammer – Vogel des Schilfs und Röhrichts

Ein Brutvogel dichter Vegetation am Boden und in Verlandungszonen

Die Landschaft zwischen Warle und Barnstorf (Samtgemeinde Schöppenstedt) ist geprägt durch landwirtschaftliche Nutzung. Einzelne ökologisch bedeutende Baumreihen, Hecken, Saumstrukturen und Bewuchs an Gewässern und Röhrichte werten das Bild der Landschaft auf.

Besonders hervorzuheben ist die Binnensalzstelle mit einem Vorkommen seltener Salzpflanzengesellschaften, die von überregionaler Bedeutung für den Naturschutz ist. Die „Salzwiese Barnstorf“ ist seit 1976 als Naturschutzgebiete ausgewiesen.

Die feuchten bis sumpfigen Flächen nördlich der Salzwiese haben eine große Bedeutung als Lebensraum für gefährdete Pflanzen- und Tierarten (insbesondere Vögel, Amphibien und Insekten) sowie als Rastgebiet für Zugvögel.

Aus diesem Grunde wurde mit Verordnung vom 16.12.1998 dieses Gebiet, welches mit seinen großen Schilfbeständen und kurzrasiger Brachflächen ein bedeutendes Gebiet für Wiesenvögel darstellt, als Landschaftsschutzgebiet „Teichwiese Barnstorf und Große Wiese Warle“ ausgewiesen.

Besonders zahlreich kommt die Rohrammer vor, die in den Schilfflächen des Kerngebietes der Sumpfbrachefflächen ein häufiger Brutvogel ist. In diesem Jahr konnte ich weit über 10 singende Männchen vernehmen. Im gesamten Gebiet ist sie in einer Anzahl von mindestens 20 Brutpaaren vertreten. Vom Frühjahr bis in den Spätsommer hinein kann man die Rohrammer in größerer Anzahl in den Sumpf-



brachefflächen zwischen Warle und Barnstorf beobachten und hören.

Die großen alten Schilfflächen im Bereich des Landschaftsschutzgebietes beeinflussen positiv den Bruterfolg der Rohrammer, so dass sich hier ein bedeutendes Rohrammervorkommen entwickeln konnte.

Die Zunahme von Nesterdichte und Überlebensrate mit dem Alter des Schilfes zeigen, dass Rohrammern von älterer Vegetation eindeutig profitieren. In älteren Schnitten scheint die Ressource geeigneter Nistplätze größer zu sein als in jüngeren Schnitten.

Weiterhin dürfte ein alter Schilfbestand auch eine positive Wirkung auf andere Arten haben, wie Rohrsänger und Schwirle.

Die Rohrammer gehört zur Familie der Ammern. Das Brutgebiet erstreckt sich über Europa und Asien. Rohrammern sind typische Bewohner von Verlandungszonen an stehenden und langsam fließenden Gewässern. Sie halten sich gern in Schilf- und Seggengebieten mit einer Streu- und Knickschicht auf. Die hohen Schilfbestände dienen dem Rohrammermännchen auch als Singwarte.

Die Männchen kommen meist einige Tage vor den Weibchen im Brutgebiet an. Schon behaupten sie ihr Revier und verteidigen es gegen Artgenossen.

Gleich nach Ankunft im Brutrevier im April baut das Weibchen mit Hilfe des Männchens an einer trockenen Stelle in Binsen, Riedgras oder am Fuße eines Strauches das gut getarnte Nest. Oft wird es in der Bodenvegetation und auf Büten gebaut und ist meist nach allen Seiten und nach oben durch überhängende Vegetation gut geschützt.

Das Weibchen legt meist 4 - 6 Eier, die es überwiegend allein in etwa 14 Tagen bebrütet. Nach 13 Tagen verlassen die Jungen das Nest, werden aber von den Eltern noch zwei Wochen gefüttert. Die Brutperiode erstreckt sich von Mitte April bis Anfang Juli. Die Rohrammer brütet zwei Mal im Jahr. Wird ein Nest zerstört, baut das Weibchen alsbald ein Ersatznest.

Die Rohrammer ernährt sich vorwiegend von verschiedenen Samen und grünen Pflanzentrieben. Auch kleine wirbellose Tiere werden während der Nistzeit gefüttert. Die Nahrung wird manchmal weit entfernt gesucht.

Text und Fotos von Rolf Jürgens





Meister Lampe kehrt zurück

Ergebnisse der Wildtierforschung aus unserer Region

Er ist eines der Symbole des Osterfestes. Doch die Wissenschaft interessiert sich für das Tier in der Weihnachts- und Winterzeit. Jetzt sind die Felder abgeerntet, jetzt können die Tiere gezählt werden. Systematisch werden zurzeit in den Nächten die Felder im Landkreis Peine, im Landkreis Gifhorn und am Stadtrand von Braunschweig mit Schweinwerfern abgeleuchtet. Jeder Hase wird in diesen Tagen gezählt. Noch 1977 wurden in Niedersachsen mehr als 250 000 Hasen erlegt. Dann kam Anfang der 80er Jahre der dramatische Zusammenbruch der Tierbestände.

In weiten Teilen des Landes Niedersachsen wurde die Jagd auf die Tiere eingestellt. Dieser Rückgang der Population, der in ganz Deutschland zu beobachten war, wurde auch in anderen europäischen Ländern registriert. In England, auf Grund seiner Insellage ein interessantes Gebiet, stellten Wissenschaftler der Universität in Bristol ebenfalls einen dramatischen Rückgang der Hasen fest.

Das Merkwürdige dabei: In den intensiv genutzten Ackerbauflächen war dieser Rückgang geringer als in den eher naturnahen Grünlandflächen, die eigentlich

ideale Lebensbedingungen bieten. Für die Wildbiologen ergeben sich aus diesen Beobachtungen viele Fragen. Welche Rolle spielt der Strukturwandel in der Landwirtschaft? Welche Rolle spielt das Wetter für den Fortbestand einer Art? In Niedersachsen entstand als Reaktion darauf seit 1991 eine wohl einmalige Datenbank. Heute sagen Wissenschaftler: Der Hase erobert seine alte Heimat zurück – langsam, aber stetig.

Eroberung der alten Heimat

„Da, endlich! Der zweite Hase.“ Dr. Gunter Sodeikat richtet den Scheinwerferkegel direkt auf das Tier. Es ist stockfinstere Nacht. Im Schrittempo fährt der Transporter über den Feldweg in Neubrück im Landkreis Peine. Neben dem Wildtierforscher sitzen zwei erfahrene Jäger, Rudolf Bösche und Heinrich Reinecke, die ihr Revier wie die Westentasche kennen. „Auf dieser Fläche haben wir bei der letzten Zählung sechs Hasen gesehen“, berichtet Rudolf Bösche. Diesmal jedoch sind es nur zwei Tiere, die vom Lichtkegel erfasst werden. Zwei Stunden später, kurz vor Ende der Fahrt, dann doch noch

Erfolge. Gleich mehrere Tiere verharren vom Licht geblendet für Sekunden. „In diesem Revierteil hätte ich das nicht erwartet“, sagt Reinecke.

Nach mehreren Stunden nächtlicher Fahrt steht fest: Rund um Neubrück gibt es einen kleinen, aber stabilen Bestand an Feldhasen. Zehn Tiere wurden gezählt. Etwa ein Drittel der Revierfläche konnte mit dem etwa 150 Meter weit reichenden Schweinwerfer abgeleuchtet werden.

Die beiden Neubrücker gehören zu den Revierinhabern, die seit Jahren ihren Tierbestand genau zählen. In regelmäßigen Abständen werden diese Ergebnisse von den Wissenschaftlern des Instituts für Wildtierforschung an der Tierärztlichen Hochschule in Hannover – das Institut besitzt eine Außenstelle in Ahnsen (Landkreis Gifhorn) – kontrolliert.

Bestände unterschätzt

„Wir stellen immer wieder fest, dass Jäger ihre Bestände sehr genau kennen“, berichtet der Leiter des Instituts, Professor Dr. Klaus Pohlmeier. Bestände würden allenfalls unterschätzt, kaum überschätzt. Eine Erfahrung, die auch die

Neubrücker machten. Sie gingen davon aus, dass Hasen nur noch vereinzelt im Revier lebten.

„Ich habe damals gedacht, wir brauchen gar nicht erst loszufahren“, berichtet Rudolf Bösch von seiner ersten Zählfahrt. „Die nächtlichen Zählungen im Schweinwerferlicht bringen die genauesten Ergebnisse“, erklärt der Braunschweiger Wissenschaftler Dr. Gunter Sodeikat.

Die landesweite Wildtiererfassung in den klaren Frostnächten, die damit verbundenen Nachtschichten gehören für ihn zur Routine. Auch wenn er in Neubrück gern mehr Hasen gezählt hätte, insgesamt, so belegen die Untersuchungen, sind diese Tiere auf dem Vormarsch.

Im Oldenburger Raum und in Ostfriesland zählen die Forscher regelmäßig etwa 25 Tiere je 100 Hektar. Auch auf den schweren Lößböden der Hildesheimer Börde, die die Wärme besser speichern als die leichten Sandböden der Heide, erholen sich die Bestände.

Der Wissenschaftler Dr. Egbert Strauß wertet seit Jahren die Bestandsmeldungen systematisch aus. Seiner akribischen Arbeit ist es zu verdanken, dass in Niedersachsen ein bundesweit einmaliges Wildkataster entstand, das über die Vorkommen der einzelnen Tierarten genau Auskunft gibt. Unterstützt wird er dabei von tausenden ehrenamtlichen Helfern. In fast allen Revieren Niedersachsens werden die Tiere gezählt.

Sodeikat: „Wir können heute sagen, dass der Feldhase zurückkehrt. Die Art erholt sich allmählich. Allerdings, von der Bestandsdichte der 60er Jahre sind wir noch weit entfernt.“

Nicht in allen Regionen kam es zu dem beinahe schon dramatischen Rückgang der Populationen in den 70er Jahren, aber zwischen Harz und Heide schon. Welches waren die Ursachen?

Viele Faktoren

Sodeikat warnt vor einfachen Antworten: „Nur den Strukturwandel in der Landwirtschaft dafür verantwortlich zu machen, ist genau so falsch, wie allein die kalten Frostwinter der Jahre 1978 und 1979 als Ursache zu benennen.“ Auch unter optimalen Lebensbedingungen werden nur etwa zehn Prozent der Junghasen älter als ein Jahr. Wird den Tieren der Lebensraum genommen, sind die Sommer feucht und kalt, die Winter ebenfalls, ist die Todesrate unter ihnen noch höher. Dazu kom-

men Fuchs und Habicht als Beutegreifer, die fast ausschließlich Jungtiere erbeuten. Sodeikat: „Bei der Erforschung der vielfältigen Faktoren, die auf den Bestand einer Art einwirken, stehen wir mit unserer Forschung erst am Anfang. Wir können aber heute sagen, es gibt stets mehr als nur einen Grund für das Aussterben von Tierarten.“

Auch wenn Spaziergänger bei Wanderungen durch die Feldmark selten Hasen zu Gesicht bekommen – die Tiere sind nahezu perfekt getarnt, wenn sie geduckt in ihrer Sasse liegen – sie können doch errahnen, ob es Hasen in ihrem Wald, in ihrem Feld gibt. Wer in den späten Winterwochen, während der Paarungszeit, aufmerksam über Waldwege geht, findet an vielen Stellen „Hasenwolle“. Die teilweise dichten Haarbüschel sind Folgen des teilweise recht ruppigen Paarungsverhaltens der Tiere. Das Bild des friedfertigen Hasens ist ohnehin fragwürdig. Während der Paarungszeit, wenn oft mehrere Tiere gleichzeitig beobachtet werden können, kommt es zu regelrechten Schlägereien mit Nebenbuhlern. Wer einmal sah, mit welchem Respekt ein ausgewachsener Fuchs die Nähe einer Häsinnen meidet, die sich drohend vor ihm aufbaut, stellt das Bild, das in der Mythologie über dieses Tier verbreitet wird, in Frage.

Trotz aller positiven Meldungen über diese Tierart gehören die großen Treibjagden, bei denen oft hunderte Tiere erlegt wurden, zumindest in unserer Region auch künftig der Vergangenheit an. Sodeikat: „Wenn auf einer Fläche von 100 Hektar regelmäßig mehr als zehn Hasen gezählt werden, können die Tiere vorsichtig bejagt werden.“

Ersatzlebensräume schaffen

Für Praktiker, wie den Gifhorner Kreisjägersmeister Jürgen-Hinrich Kohrs, kommt es darauf an, die Landschaft umzugestalten, um wieder Lebensräume für Hasen zu schaffen. Kohrs: „Der Feldhase liebt eine kleinteilige Landschaft. Da sich die Struktur der Felder nicht mehr verändern lässt, sie werden nicht wieder kleiner werden, Feldraine werden nicht wieder in so großem Umfang entstehen, müssen Ausgleichsflächen geschaffen werden, die Ersatzlebensraum bieten.“

Seit Jahren werden deshalb Schritt für Schritt Projekte wie „die artenreiche Flur“ in die Praxis umgesetzt. Dieses Programm, vor mehr als einem Jahrzehnt am

Institut für Wildtierforschung entwickelt, verfolgt das Ziel, im Einklang mit der modernen Landwirtschaft Lebensräume für Wildtiere neu zu schaffen.

Sodeikat: „Diese Bemühungen, milde Winter, trockene Sommer in den vergangenen Jahren, haben vielleicht den Hasen gerettet. So wie es für das Aussterben einer Tierart nicht nur einen Grund gibt, kann auch die erfolgreiche Bemühung um den Erhalt einer Tierart nicht nur auf eine Ursache zurückgeführt werden.“

Die Fakten

Derzeit gehen die Wissenschaftler in Niedersachsen von einem Frühjahrsbestand von 500 000 bis 600 000 Hasen aus. Dabei gibt es jedoch starke regionale Unterschiede.

Die See- und Flussmarschen weisen die höchsten Hasenbestände auf. So wurden im Landkreis Wesermarsch 27 Hasen auf jeweils 100 Hektar (ein Quadratkilometer) gezählt. Dort gibt es aber auch Reviere, in denen 30 bis 50 Hasen auf einem Quadratkilometer leben. Im südlichen Niedersachsen dagegen wurden nur 7 bis 12 Hasen auf einer Fläche von 100 Hektar gezählt. Die Wildtierforscher sprechen von einem „intakten Bestand auf niedrigem Niveau“, wenn mindestens 10 bis 12 Hasen je 100 Hektar regelmäßig gezählt werden.

Zurzeit wird der Hasenbestand im gesamten Landesgebiet von den Wissenschaftlern mit 13,6 Hasen je Quadratkilometer angegeben. Somit stieg die Anzahl der Tiere im statistischen Durchschnitt um 3 Tiere. Damit ist der Hase die einzige Niederwildart, deren Situation sich in den vergangenen Jahren verbessert hat. Bei Rebhühnern und Fasanen sind die Bestände weiter rückläufig. Zählten die Wissenschaftler beispielsweise bei Rebhühnern im Jahr 1991 noch 1,85 Brutpaare auf 100 Hektar, so gehen die Wissenschaftler zurzeit davon aus, dass sich beispielsweise bei Rebhühnern maximal ein Brutpaar auf der selben Fläche aufhält. Auch hier gibt es regionale Unterschiede. In vielen Bereichen der Region Braunschweig gibt es kaum noch Rebhühner. Die zahlreichen Maßnahmen zur Biotopverbesserung haben sich hier – anders als beim Hasen – nicht positiv ausgewirkt. Auch die Verbreitung dieser Tierart wird systematisch erfasst.

Text und Foto von Klaus Herrmann

Die einstige „Geißel Gottes“ besitzt eine Zukunft

Text und Fotos von Klaus Herrmann

Die Hochmoore im Nationalpark Harz

Eines der Ziele des Nationalparks ist erreicht: Die Harzer Hochmoore wurden gerettet – „Wohnsitz der besonderen Geschöpfe Gottes“

„Vor wenigen Tagen haben wir das letzte hölzerne Stauwerk in meinem Revier fertig gestellt“, erzählt Förster Henning Ohmes aus Riefensbeek. Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit wurde eines der Ziele, die zur Gründung des Nationalparks geführt haben, erreicht: die Rettung der Moore.

„Die Geißel Gottes“, wie im Jahr 1906 ein Forstwissenschaftler des Oberbergamtes in Clausthal-Zellerfeld die Hochmoore des Harzes nannte, wird etwa auf dem Acker, einem Höhenzug in der Nähe von Osterode, ebenso wie auf den anderen Berggipfeln die Landschaft prägen, dem Mittelgebirge weiterhin sein eigenes, unverwechselbares Gesicht geben.

Über Jahrhunderte versuchten die Menschen, die Harzer Moore auszutrocknen. Der Grund: Das für den Bergbau in riesigen Mengen benötigte Fichtenholz wächst nicht auf morastigem Untergrund. „Bei der Gründung des Nationalparks haben wir auf einer Fläche von 100 mal 100 Metern (ein Hektar) 1600 Meter Entwässerungsgräben kartiert“, erklärt Ohmes. Eigens für die Harzer Hochmoore wurden daraufhin spezielle Verfahren zur Renaturierung entwickelt. Ohmes: „Vorsichtig wurden mit dem Bagger die oberen Schichten abgetragen. Das nur auf dem Acker und dem Bruchberg vorkommende besondere Quarzit-Gestein wurde dann in die Gräben gefüllt. Anschließend

wurden die oberen Erdschichten wieder über die zugeschütteten Gräben gepackt.“

Treppenartige Staustufen

„Hätten wir einfach aus einem nahegelegenen Steinbruch Geröll geholt, hätten wir den Lebensraum grundlegend verändert“, erläutert Diplomingenieur Rainer Schiff, der sich für die Nationalparkverwaltung besonders der Moore annimmt. Denn: Die in dem anderen Gestein enthaltenen Mineralien hätten zur Ansiedlung anderer Pflanzen und zu ganz anderen chemischen Reaktionen geführt. Der Lebensraum wäre erheblich verändert worden.

1995 begannen die Arbeiten zur Rettung der Moorlandschaft. Zahlreiche Staustufen aus dicken Lärchenbohlen sorgen heute dafür, dass das Regenwasser nicht mehr ungehindert in die Täler fließt, riesige Mengen an Erde und Geröll mitreißt.

Bis auf den blanken Felsen waren an manchen Stellen, besonders dort, wo sich alte Wirtschaftswege befanden, die Erdschichten bereits abgetragen. Diese Bodenerosion, die langfristig zur Zerstörung der Landschaft geführt hätte, ist nun gestoppt.

Treppenartig angelegten Staustufen kommt bei der Renaturierung eine zentrale Bedeutung zu. Ohmes: „Bei den ersten Stauwerken stellten wir fest, dass das Wasser sie umspült. Damit sie ihre Aufgaben erfüllen, mussten wir die Bauwerke für unsere Zwecke konstruieren.“ Wenige Jahre, nach-

Abbildungen:

Morgenstimmung in den Hochmooren des Nationalpark Harz.



dem die hölzernen Barrieren errichtet wurden, hat sich die Vegetation in der unmittelbaren Umgebung bereits verändert. Ein grüner Teppich aus Moosen und Pflanzen überzieht oft schon die Oberfläche. Die hölzernen Staufstufen sind an vielen Stellen bereits von Pflanzen überwuchert und für den Wanderer nicht mehr zu erkennen.

Die Harzer Hochmoore – sie werden so genannt, weil sie Wasser und Nährstoffe ausschließlich über den Regen beziehen und sich über ihre Umgebung aufwölben, nicht weil sie sich direkt auf den Berggipfeln befinden – gelten als einzigartige Naturlandschaft von europäischem Rang.

Torfhaus kommt von Torf

So entdeckte ein Spinnenexperte im Harz Arten, die sonst nur noch in Skandinavien vorkommen. Sogar eine bis dahin weltweit unbekannte Art wurde nachgewiesen.

Obwohl einer der bekanntesten Orte im Harz, das Torfhaus, den Begriff sogar im Namen führt, verbinden die wenigsten Touristen die Gebirgslandschaft mit dem Moor. Das Torfhaus erhielt seinen Namen nach den Hütten, die dort einst standen und in denen Brenntorf getrocknet wurde. Erinnerung an einen der vielen Versuche, den Torf wirtschaftlich zu nutzen, die etwa ab 1570 betrieben wurden – die aber alle scheiterten. Das Klima im Harz ist zu feucht dafür.

Einzig der Versuch, Badetorf zu gewinnen, erwies sich als erfolgreich. Ohmes: „Von 1929 bis 1970 wurden im Bereich des Ackers jährlich etwa 1000 Kubikmeter Badetorf abgebaut und nach Bad Grund gebracht.“

Die teilweise mit bis zu fünf Metern ungewöhnlich mächtigen Torfschichten, die im Verlauf von etwa 10 000 Jahren nach der jüngsten Eiszeit entstanden, ließen sich zu vertretbaren Kosten kaum nutzen. Selbst die Entwässerung für die Forstwirtschaft klappte nicht überall. Diesem Umstand ist es zu verdanken, dass die meisten der Harzer Moore intakt blieben.

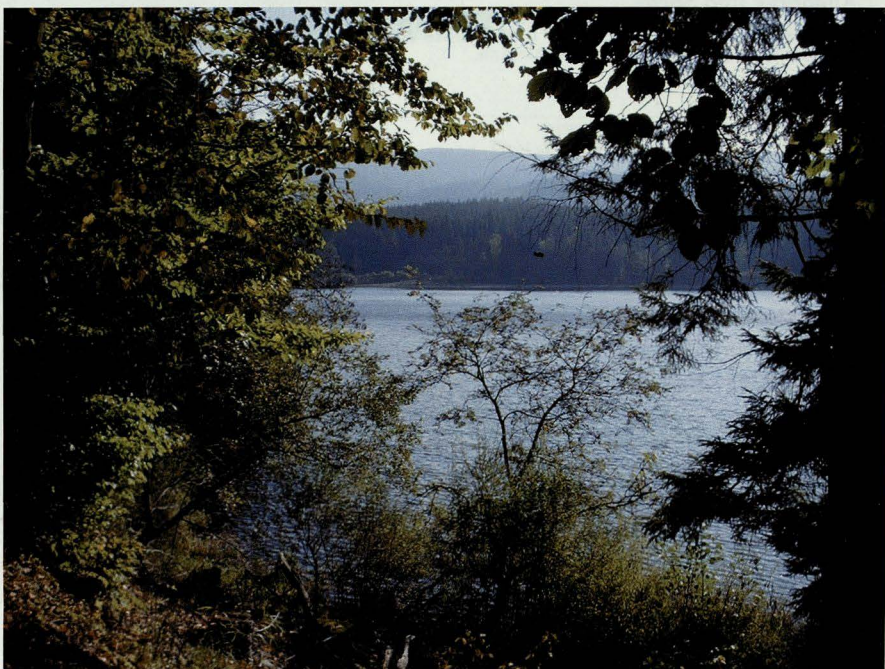
Auf insgesamt 46 Quadratkilometern finden sich mehr als 2000 Hektar Moorlandschaft, von denen etwa 400 Hektar waldfrei sind. Schifft: „Anders als im Flachland sind es jedoch keine großen zusammenhängenden Gebiete, sondern wie bei einem Mosaik reihen sich klei-

ne Flächen aneinander, werden unterbrochen von Wald und Blockhalden.“ Viele der offiziellen Wege führen durch Moore. Erfahrene Wanderer erkennen die typische Moorvegetation sofort. Einer der schönsten Wanderwege des Nationalparks führt gleichzeitig auch durch eines der ökologisch wertvollsten Hochmoore. Wer vom Torfhaus aus den Goetheweg zum Brocken geht, durchquert auf dem Moorsteg den Radauer Born.

Welches Umdenken, wenn es um Moore geht, in den Köpfen der Menschen stattfinden muss, schildert Rainer Schifft

am Beispiel seiner eigenen Person. Als junger Student war er noch 1985 selbst mit der Entwässerung der Moore befasst, die er auch nicht in Frage stellte. Erst mit der Gründung des Nationalparks wurden diese Arbeiten eingestellt. Auch Rainer Schifft musste lernen, die Natur mit anderen Augen zu sehen.

Rainer Schifft sagt heute: „Anders als wir Europäer, die mit dem Moor Ängste und Unheimliches verbinden, an Moorleichen denken, ist diese Landschaftsform für die Japaner eine, in der die besonderen Geschöpfe Gottes wohnen.“



Exkursion des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Liebe Mitglieder!

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz führt am Sonnabend, dem 24.05.2003 eine Exkursion zu den „Kleinoden des Osthazes mit Besichtigungen der Bergkirchen von Trautenstein, Hasselfelde und Siptenfelde“ durch.

9.00 Uhr

Abfahrt Stadthalle Braunschweig „Parkstreifen“ (Leonhardplatz) mit dem RBB-Bus.

Ca. 10.00 Uhr – 12.00 Uhr

Führung durch die Kirche St. Salvator in Trautenstein, mit Erläuterungen vom Ortsheimatpfleger.

Ca. 12.00 – 13.15 Uhr

Mittagessen in der Gaststätte Bergeshöh in Trautenstein.

Folgende Speisen stehen zur Auswahl:

Gedeck 1: Schnitzel mit Buttererbsen und Salzkartoffeln für 5,50 EUR

Gedeck 2: Gemischter Salatteller mit Putenstreifen für 5,00 EUR

Gedeck 3: Schweinebraten mit Rotkohl und Klößen für 6,00 EUR

Ca. 13.35 Uhr

Führung durch die St. Antonius Kirche in Hasselfelde.

Ca. 14.30 Uhr

Führung durch die St. Paulus-Kirche in Siptenfelde.

Ca. 15.35 bis 16.35 Uhr

Kaffeetrinken in der Gastwirtschaft am Jagdschloß Windenhütte zwischen Altenbrak und Stiege.

Kaffeegedeck: Kännchen Kaffee und 1 Stück Kuchen nach Wahl für 6,00 EUR

Ca. 18.00 Uhr

Rückkehr nach Braunschweig

Der Fahrpreis einschließlich Eintrittsgeld beträgt für Mitglieder 20,00 EUR und für Nichtmitglieder 22,50 EUR / Person.

Die Exkursionsleitung haben Dieter Heitefuß und Harald Schraepler.

Für eine verbindliche Anmeldung zur Exkursion und die Angabe des gewünschten Gedeckes zum Mittagessen und ob ein Kaffeegedeck gewünscht wird an meine Anschrift: Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon und Fax 0531/872058, wäre ich dankbar.

Über eine rege Teilnahme würde ich mich sehr freuen.

Mit freundlichen Grüßen
Harald Schraepler

Matthias Ohm

Das Braunschweiger Altstadtrathaus

Das Braunschweiger Altstadtrathaus zählt zu den wichtigsten deutschen Rathäusern des Spätmittelalters. Trotz seiner Bedeutung lag zu diesem Gebäude bisher keine umfassende Untersuchung vor. Diese Lücke wird nun mit der vorliegenden Arbeit geschlossen, die durch ihre interdisziplinäre Herangehensweise dem Gebäude in seiner Gesamtheit gerecht wird.

Im Laufe der Jahrhunderte erfüllte das Altstadtrathaus unterschiedliche und sich ändernde Aufgaben im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben Braunschweigs. Diese wechselnden Funktionen brachten mit sich, dass das Altstadtrathaus vom 13. bis zum 20. Jahrhundert immer wieder baulich verändert wurde: Aus dem schlichten rechteckigen Bau des 13. Jahrhunderts wurde im Verlauf der folgenden 400 Jahre ein Zweiflügelbau mit einer Reihe von rückwärtigen Anbauten. Der einheitliche Eindruck, den das Gebäude heute vermittelt, geht auf die Restaurierungsmaßnahmen in der Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, bei denen massiv in die bestehende Bausubstanz eingegriffen wurde.

Neben den erhaltenen Kunstwerken an den Außenmauern und im Inneren konnten anhand von Text- und Bildquellen einige weitere Skulpturen und Gemälde rekonstruiert werden. Bei der Untersuchung dieser Kunstwerke, insbesondere der Herrscherfiguren an der Marktfassade, ist neben dem kunsthistorischen Gehalt auch ihre politische Aussage von Interesse.

Das Braunschweiger Altstadtrathaus wird jedoch nicht isoliert betrachtet, vielmehr werden immer wieder andere Rathäuser in die Darstellung mit einbezogen. So ist die Studie nicht nur für die Braunschweiger Stadtgeschichte, sondern auch für die Geschichte des wichtigsten Profanbaus der deutschen Stadt des Spätmittelalters von großer Bedeutung.

*Verlag Hahnsche Buchhandlung Hannover
17 x 24 cm, 168 Seiten, 8 Abb. und Pläne
ISBN 3-7752-8800-7, EUR 13,50*

Veranstaltungskalender

Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e.V.



Vorträge

Donnerstag, 9. Oktober 2003, 19.00 Uhr
„Ernst Rudorff (1840-1916) – Wegbereiter der deutschen Naturschutz- und Heimatbewegung“

Vortragender: Dipl.-Ing. Klaus Hermann
Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig

Donnerstag, 13. November 2003, 19.00 Uhr
„100 Jahre Heinrich Büssing als erfolgreicher Nutzfahrzeugpionier“

Vortragender: Dr. Wilfried Lochte
Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig

Donnerstag, 8. Januar 2004, 19.00 Uhr
„Die Anfänge von Burg und Siedlung Wolfenbüttel im frühen Mittelalter“

Vortragender: Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer
Schloß Wolfenbüttel, Schloßplatz,
38304 Wolfenbüttel

Donnerstag, 12. Februar 2004, 19.00 Uhr
„Neueste archäologische Ausgrabungen im Braunschweiger Land“

Vortragender: Immo Heske, M.A.
Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig

Donnerstag, 11. März 2004, 19.00 Uhr
„Geschichte ohne Anfang, die kein Ende findet – Das Residenzschloss in Braunschweig“

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor
Dr. hc. Gerd Biegel

Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig

Im Anschluss daran findet die Jahreshauptversammlung statt.

Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, 22. Mai 2003, 16.00 Uhr
„Besichtigung der St. Ulrici-Brüderkirche“

Vortragender: Pastor Frank-Georg Gozdek
Treffpunkt: Alter Zeughof, 38100 Braunschweig, Eingang Schützenstraße.

Donnerstag, 19. Juni 2003, 16.00 Uhr

„Besichtigung des Petrifiedhofes“

Vortragender: Ltd. Museumsdirektor

Dr. hc. Gerd Biegel

Treffpunkt: Eingang Goslarsche Straße,
38100 Braunschweig. Buslinie 418 und 422
ab Packhof bis Haltestelle Goslarsche Straße.

Donnerstag, 10. Juli 2003, 16.00 Uhr

„Immer wieder das Naturschutzgebiet Riddagshausen. Spaziergang bis zum Schapener Bahnhof“

In der Gaststätte Schäfersruh besteht die Möglichkeit zum Kaffeetrinken.

Vortragender: Ltd. Baudirektor a.D.

Reinhold Utz

Treffpunkt: Am Kreuzteich an der Infotafel,
gegenüber dem Herrenkrug. Buslinie 418 ab
BS-Rathaus bis Haltestelle Kreuzteich.

Mittwoch, 13. August 2003, 16.00 Uhr

„Besichtigung von Löbbeckes Park und Information über die Restaurierungsplanung“

Vortragender: Dipl.-Ing. Friedrich-Karl Schindler

Treffpunkt: Konstantin-Uhde-Haus (Gästehaus der Technischen Universität Braunschweig), Insewall, 38114 Braunschweig.

Donnerstag, 18. Sept. 2003, 16.00 Uhr

„Spaziergang durch das Krähenfeld – auf den Spuren von Wilhelm Raabe“

Vortragende: Britta Edelmann, M.A.

Treffpunkt: Vor der Rimpauschen Villa,
Wolfenbütteler Straße, 38108 Braunschweig.

Mittwoch, 3. Dezember 2003, 16.00 Uhr

„Vorweihnachtliche Stunde in der Klosterkirche Riddagshausen“

Vortragender: Pastor Thomas Hofer

Anschließend gemeinsames Kaffeetrinken in der Gaststätte Herrenkrug.

Treffpunkt: Klostergang 66, 38104 Braunschweig. Buslinie 418 ab BS-Rathaus bis Haltestelle Kreuzteich.

Donnerstag, 19. Februar 2004, 16.00 Uhr

„Führung durch die Ausstellung: Samuel Spies – Mitbegründer der SPD in Eisenach“

Vortragender: Museumsdirektor

Dr. Hans-Henning Grote

Treffpunkt: Schloßmuseum Wolfenbüttel,
Schloßplatz, 38304 Wolfenbüttel. Buslinie
420 ab BS-Rathaus bis WF-Kornmarkt.

Exkursionen

Samstag, 24. Mai 2003

„Ganztagesfahrt zu den Kleinoden des Osthazes mit Besichtigungen der Bergkirchen in Trautenstein, Hasselfelde und Siptenfelde.“

Leitung: Dieter Heitefuß und

Harald Schraepler

Anmeldung bei Harald Schraepler, Buchfinkweg
20, 38122 Braunschweig, Tel. und Fax 0531/
872658.

Treffpunkt: Stadthalle Braunschweig,
Leonhardtplatz (Parkstreifen),
38102 Braunschweig.

Samstag, 11. Oktober 2003

„Ganztagesfahrt zur Sandbachrenaturierung in Weddel, Ldkr. Wolfenbüttel, der Salzwiese in Barnstorf, Ldkr. Helmstedt und zum Bibelgarten der St. Lorenz-Kirche in Schöningen“

Leitung: Reinhold Utz und

Harald Schraepler

Anmeldung bei Harald Schraepler, Buchfinkweg
20, 38122 Braunschweig, Tel. und Fax 0531/
872658.

Treffpunkt: Stadthalle Braunschweig,
Leonhardtplatz (Parkstreifen),
38102 Braunschweig.

Änderungen und Ergänzungen vorbehalten!

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

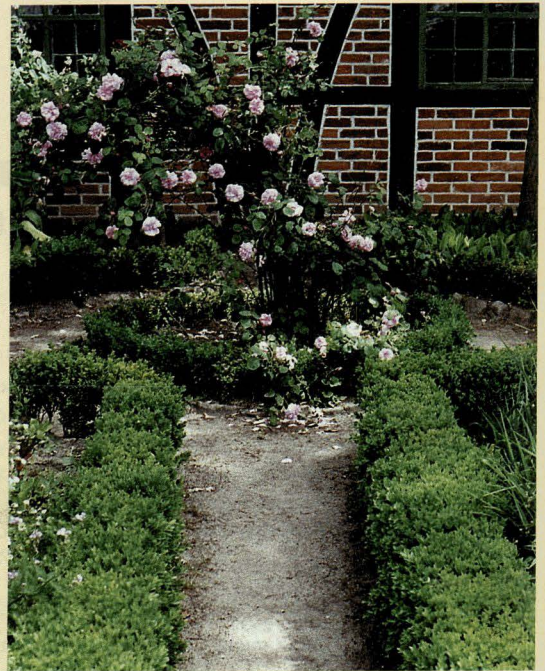
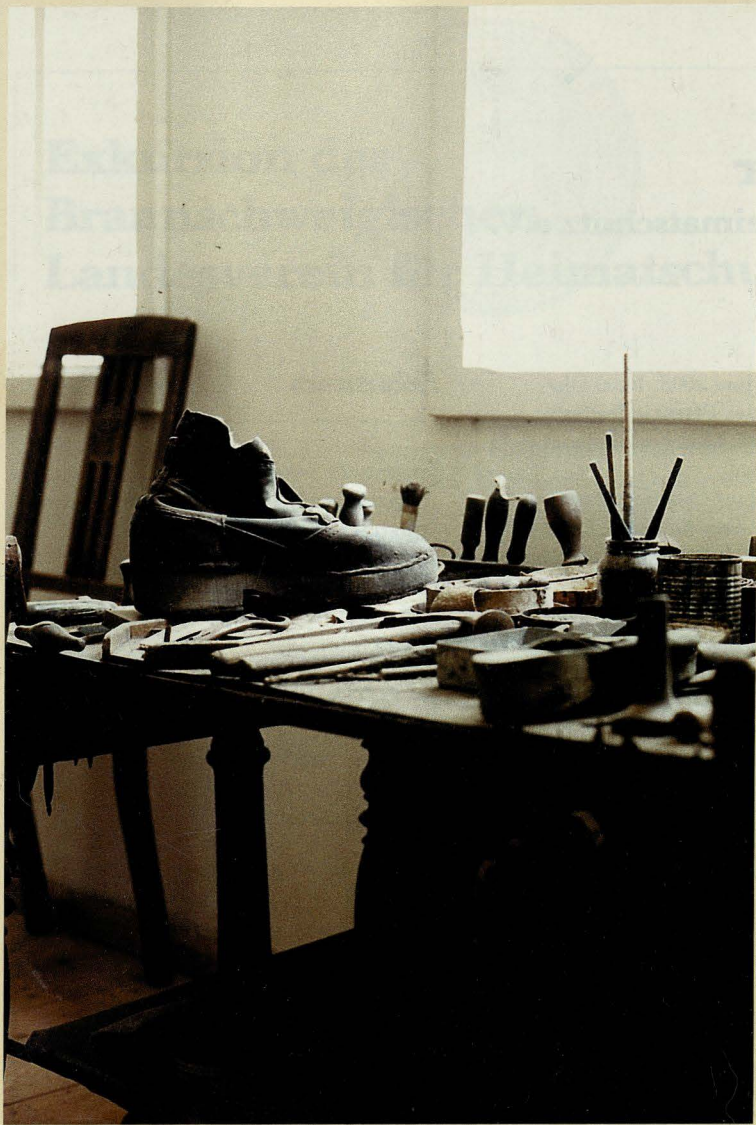
1. Vorsitzender: Harald Schraepler,
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,
Tel. und Fax 0531/872658

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:

Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690
Postbank Hannover,
BLZ 250 100 30, Konto 440 65-308



Das Freilichtmuseum Diesdorf / Altmark

Das Freilichtmuseum Diesdorf / Altmark versteht sich als ethnographisches Freilichtmuseum der Altmark, das die Kultur, Arbeits- und Lebensweise ihrer Bewohner auf dem Lande vom 17. bis 19. Jahrhundert darstellen und aufzeigen will. Das Museum wurde 1911 durch den Wohlfahrtsverein Diesdorf e.V. unter maßgeblicher Initiative des Diesdorfer Landarztes Dr. Georg Schulze (1866-1955) gegründet. Es ist damit das älteste des Landes Sachsen-Anhalt und auch zugleich das einzige des Landes, und darüber hinaus gehört es zu den ältesten seiner Art in Deutschland. Zwischen 1912 und 1932 wurden drei Gebäude aus benachbarten Orten hierher versetzt. Erst Mitte der 70er Jahre erfolgte die Komplettierung des vorhandenen Hofes aus dem 18. Jahrhundert und gleichzeitig der Beginn einer Erweiterung. Heute stehen 17 Gebäude des 17. bis 19. Jahrhunderts auf dem knapp 2 ha großen Museumsgelände, z.T. sind sie noch im Aufbau begriffen. In den 90er Jahren wurde die Bockwindmühle aus dem braunschweigischen Bortfeld nach Diesdorf versetzt. In Bauerngärten und auf Streuobstwiesen werden vom Aussterben bedrohte historische Nutz- und Zierpflanzen sowie Obstgehölze der Altmark erhalten.



*Freilichtmuseum Diesdorf / Altmark
Molmker Straße 23
29413 Diesdorf / Altmark
Tel./Fax 03902 / 450*

*Öffnungszeiten: 1. April bis 31. Oktober
Dienstag bis Freitag 9.00 bis 17.00 Uhr
Samstag und Sonntag 10.00 bis 18.00 Uhr*





Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

89. Jahrgang, Ausgabe 2/2003

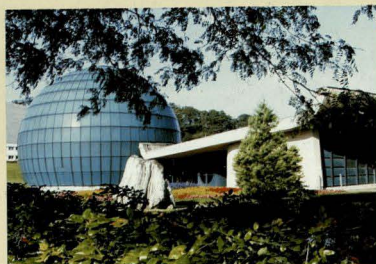
Thaers Abbild 22. Hft.

Tab. 1



1903 von Böttger

v. Böttger aus Dresden



Aus dem Inhalt:

Albrecht Daniel Thaer, der Begründer
der rationellen Landwirtschaft

Das Planetarium in Wo

UB Braunschweig

Alfred Tode – der Mann
zum Reden brachte

GG 2.17

Dass man seit über 150 Jahren auch Fotografien dreidimensional betrachten kann, ist heute fast in Vergessenheit geraten. Die Stereoskopie wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. fast zeitgleich mit der Fotografie erfunden und war über 100 Jahre für viele Menschen ein beliebtes, weil erschwingliches Vergnügen. Als erstes technisches Bilderlebnis mit Massencharakter bot die Stereoskopie die Möglichkeit, einen Blick in die Welt zu wagen. Technische und architektonische Wunderwerke, ferne Länder aber auch heimatische Landschaften zeichnen auf den Stereokarten ein Bild von den Interessen und Sehnsüchten ihrer Betrachter. (Foto: Bomann-Museum Celle)



Abbildungen Titelseite

oben: Thaer-Denkmal in Celle (S. 4).

mitte: Thaer beim Drillsäen (S. 4).

unten links: Wintergoldhähnchen (S. 15).

unten rechts: Planetarium in Wolfsburg (S. 25).

4	Albrecht Daniel Thaer <i>Von Dr. Kathrin Panne</i>	Der Begründer der rationellen Landwirtschaft (1752-1828).
8	Ritter und Riesen nach Helmstedter Art <i>Von Matthias Krüger</i>	Ein Büchlein von 1756 über das ruchlose Treiben mancher Studenten.
10	Fundstücke zur Geschichte des Braunkohls <i>Von Christian Lippelt</i>	„Der Braunkohl zum Gemüse‘ und zur Gesundheit nutze...“.
12	Als in Braunschweig die Bücher brannten...! <i>Von Dr. h.c. Gerd Biegel</i>	Vorbei mit den falschen Sprüchen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.
14	Wolfenbüttel und der 17. Juni 1953 <i>Von Uwe Lammers</i>	Ein stürmischer Abend während des Volksaufstandes in der DDR.
15	Sommergoldhähnchen <i>Von Rolf Jürgens</i>	Brut in der Stadt Schöppenstedt.
16	Die Landschaft und der Abwasserverband Braunschweig <i>Von Rolf Ahlers</i>	Gründung des Abwasserverbandes im Jahre 1954.
18	Heinrich Schrader aus Jerxheim <i>Von Matthias Krüger</i>	Hoforganist, Musikdirektor, Professor, der „Priester alles Schönen“.
21	Die Schnatterente <i>Von Rolf Jürgens</i>	Brutvogel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche.
22	Alfred Tode (1900-1996) <i>Von Uwe Lammers</i>	„Der Mann der die Steine zum Reden brachte“.
25	20 Jahre Planetarium Wolfsburg <i>Von Dr. Bernd Loibl</i>	Wolfsburg „Himmel auf Erden“.
26	Das letzte Gefecht des „Schwarzen Herzogs“ <i>Von Britta Edelmann</i>	Die Schlacht bei Quatrebras.
28	Historische Kulturlandschaft <i>Von Klaus Herrmann</i>	Schwierige Spurensuche im Braunschweiger Land.
30	Pökeln <i>Von Rolf Ahlers</i>	Ein alten Kinderspiel.

Rubriken

Termine	31
Impressum	31



Foto: Uwe Krebs

Liebe Mitglieder!

Ich wünsche Ihnen allen eine gesegnete Adventszeit, ein frohes Weihnachtsfest und ein gesundes Jahr 2004, in dem wir uns hoffentlich alle gesund und munter auf den Veranstaltungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz häufig treffen.

Das zu Ende gehende Jahr veranlasst mich aber auch, auf die hinter uns liegenden Monate zurückzublicken.

Ich glaube, wir haben sehr schöne Spaziergänge und Besichtigungen und auch zwei schöne Exkursionen auf braunschweigischen Spuren in unser Nachbarland Sachsen-Anhalt gehabt. Dabei hat der Wettergott es mit uns gut gemeint. Ich war auch erfreut über Ihre rege Teilnahme auf den Exkursionen, dafür recht herzlichen Dank. Einige Bilder in dieser Ausgabe der Braunschweigischen Heimat werden Sie an diese erinnern.

Ein Höhepunkt in den diesjährigen Vortragsveranstaltungen war ohne Frage aus meiner Sicht der von Dr. Wilfried Lochte über „Heinrich Büssing (1843 - 1929) – Fabrik für Motorlastwagen und Motoren“ aus Anlass der 100. Wiederkehr der Gründung der Firma im Jahre 1903 am 13.11.2003 im Braunschweigischen Landesmuseum.

Ich freue mich, dass es gelungen ist, nunmehr kurz vor Weihnachten auch das Heft 2/2003 der Braunschweigischen Heimat fertig zu stellen und Ihnen zu überreichen. Mögen Sie viel Freude daran haben.

Dankbar wäre ich, wenn im neuen Jahr viele Beiträge für die Braunschweigische Heimat aus dem Kreis der Mitglieder des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz kämen. Nur so kann sie eine lebendige Zeitschrift des Vereins sein.

Die Worte von Pastor Thomas Hofer anlässlich der vorweihnachtlichen Stunde in der Klosterkirche in Riddagshausen haben uns auf die Adventszeit eingestimmt.

Ich wünsche Ihnen nochmals eine frohe und gute Zeit bis zum Wiedersehen im Jahr 2004.

Mit freundlichen Grüßen
von Haus zu Haus

Ihr Harald Schraepler

1. Vorsitzender



Albrecht Daniel Thaer

Der Begründer der rationellen Landwirtschaft (1752-1828)

Text und Fotos von Dr. Kathrin Panne

Vor 251 Jahren – am 14. Mai 1752 – wurde der Arzt und spätere Agrarwissenschaftler und -reformer Albrecht Daniel Thaer als zweites von sieben Kindern in Celle geboren. Sein Vater, der Königliche Hof- und Leibmedicus Johann Friedrich Thaer (1708-1778), dessen Vorfahren Juristen waren, stammte aus Liebenwerda in Sachsen. Er hatte sich als Arzt in Celle niedergelassen und dort die Tochter des Landrentmeisters, Sophie Elisabeth Saffe (1728-1762), kennen gelernt und 1744 geheiratet. Thaers Mutter starb früh im Alter von 34 Jahren, wenige Monate nach der Geburt von Thaers jüngster Schwester Wilhelmine Dorothee. Thaer war zu diesem Zeitpunkt erst 10 Jahre und litt sehr unter dem Verlust der Mutter – sicherlich eine der prägendsten Erfahrungen seiner Kindheit. Bis zu seinem 13. Lebensjahr wurde Thaer von Hauslehrern unterrichtet, anschließend besuchte er die städtische höhere Bürgerschule, das heutige Gymnasium Ernestinum. 1770 nahm Thaer im Alter von 18 Jahren das Studium der Medizin an der Universität in Göttingen auf und trat damit beruflich in die Fußstapfen seines Vaters. Schon nach einem Jahr konnte Thaer erfolgreich an den praktischen medizinischen Kollegs teilnehmen, da er bereits während seiner Celler Zeit umfassende Grundkenntnisse in den naturwissenschaftlichen Fächern erworben hatte. 1774 schloss

Thaer sein Studium mit einer Dissertation *De actione systematis nervosi in febribus* (Über das Verhalten des Nervensystems bei Fieberanfällen) ab. In seiner Dissertation, die einiges Aufsehen in der medizinischen Fachwelt auslöste, ging er von der These aus, dass Fieber eine Erkrankung des Nervensystems sei.

Das geistige Leben dieser Zeit wurde stark von den Gedanken der Aufklärung bestimmt, die auch Thaers weitere Entwicklung beeinflussten. Die Universität Göttingen, die weit über die Grenzen des Kurfürstentums Hannover hinaus bekannt war, galt als ein Zentrum dieser Bewegung. So sollte die spätere Begegnung Thaers mit Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) zu einer der wichtigsten Erfahrungen in seinem Leben werden. Thaers erster Biograf, Wilhelm Körte, behauptete, dass eine Arbeit Thaers, der während seines Studium kleinere – unveröffentlichte – Schriften zu philosophischen und religionsgeschichtlichen Fragestellungen verfasste, als Vorlage für Lessings *Erziehung des Menschengeschlechts* gedient haben soll; für eine wirkliche Urheberschaft gibt es jedoch keine Anhaltspunkte. 1774 kehrte Thaer in seine Heimatstadt Celle zurück und half zunächst seinem Vater in der Praxis, bis er sie nach dessen Tod 1778 übernahm. Nach anfänglichen Schwierigkei-

ten mit der Celler Bevölkerung, die die neuen Methoden des jungen Arztes zunächst nicht akzeptierte, machte sich im gleichen Jahr sein zunehmender Erfolg als Arzt in der Ernennung zum Stadtphysikus und Zuchthausarzt bemerkbar, den Hofarzttitel, der auch die Aufsicht über die Apotheken und das Hebammenwesen mit sich brachte, erhielt er 1780. 1794 verfasste Thaer eine medizinische Denkschrift, in der er den Plan einer Landes-Medizinalanstalt für das Fürstentum Lüneburg entwickelte, eine Art „Ausbildungs-, Berufs- und Arbeitsordnung“ für Ärzte und Apotheker. Aufgrund dieser Schrift wurde Thaer 1796, nach dem Tod des bisherigen Amtsinhabers Leysser, zum königlich-kurfürstlichen Leibarzt ernannt.

Doch trotz aller beruflichen Anerkennung war Thaer nicht vollständig zufrieden mit seinem Beruf. Nicht nur, dass er mit seinen Patienten litt, auch der Anblick ihrer Wunden verursachte ihm oft regelrecht körperliches Unbehagen. Zudem bedrückte es ihn, dass er einige Probleme aufgrund des Entwicklungsstandes der medizinischen Technik nicht lösen konnte. So suchte Thaer zunehmend Ablenkung in der Natur, erledigte Gartenarbeiten und widmete sich der Blumenzucht. Im Garten hinter seinem Wohnhaus Rundestraße 3, das er seit 1780 mit seinen unverheirateten Schwestern bewohnte, züchtete er Nelken und Aurikeln. Durch seine Mitgliedschaft in der Landwirtschaftsgesellschaft wurde er seit Mitte der 1780er Jahre zunehmend auch mit den Problemen der Landwirtschaft konfrontiert. Misswirtschaft, Kriege, Wetterkatastrophen hatten immer wieder zu Krisen und Engpässen in der Versorgung der Bevölkerung geführt. Zukünftige Aufgabe der Landwirtschaft war somit, insbesondere auch aufgrund der steigenden Bevölkerungszahlen, mehr Lebensmittel zu erzeugen und diese zu einem erschwing-

lichen Preis anzubieten. Da Thaer die Beschäftigung allein mit der Blumenzucht nicht mehr befriedigte, erwarb er im Frühjahr 1786, kurz vor seiner Heirat mit Philippine von Willich, Tochter des Vizepräsidenten des königlich-braunschweigisch-lüneburgischen Oberappellationsgerichtes vor den Toren der Stadt 16 Morgen Land – heute bekannt als *Thaers Garten*. Hier legte er zuerst einen großen Garten an, pflanzte Bäume und schuf die Voraussetzungen für eine weitere Bearbeitung des Landes. Dann wandte er sich mehr und mehr dem Ackerbau und der Viehhaltung zu. Im Laufe der Jahre vergrößerte er das Anwesen durch Zukauf und Pachtung weiterer Grundstücke auf 133 Morgen. Er baute mehrere Wirtschaftsgebäude und ein stattliches Wohnhaus, das er in den Sommermonaten mit der Familie bewohnte. Da Thaer weiterhin als Arzt tätig war, denn nur das gesicherte Einkommen aus seiner ärztlichen Praxis ermöglichte ihm überhaupt den Aufbau einer Experimental- und Musterwirtschaft, war sein Tag noch verplanter und ausgefüllter als zuvor; die Zeit zwischen 4 und 7 Uhr morgens sowie die Abendstunden widmete er der landwirtschaftlichen Arbeit, die übrige Zeit gehörte seinen Patienten. Seiner eigentlichen praktischen landwirtschaftlichen Arbeit war jedoch ein intensives Studium der englischen landwirtschaftlichen Literatur vorausgegangen, galt doch England bereits im 18. Jahrhundert als wegweisend und modern auf dem Agrarsektor. Angeregt von den Gedanken der englischen Nationalökonomien ging Thaer davon aus, dass das Ziel der Landwirtschaft nicht in der höchsten Produktion, sondern im höchsten Gewinn liege. Deshalb sollte der Landwirt Buchführung und betriebswirtschaftliche Berechnungen ebenso beherrschen wie die Kunst, den Acker zu bestellen. Thaer warb für die verstärkte Einführung der Fruchtwechselwirtschaft, bei der die starre



Abbildung linke Seite:
Thaer beim Drillsäen.

Abbildung oben:
A.D. Thaer im Alter von
25 Jahren.

Abbildung unten:
Wohnhaus in der
Rundestraße 3 in Celle.

Fruchtfolge aus zweimaligem Getreideanbau und Brache durch vermehrten Hackfrucht- und Feldfutteranbau abgelöst wird. Eine solche intensivere Wirtschaftsweise erforderte auch eine Verbesserung des Bodens, die nach Thaers Humustheorie durch eine verstärkte Düngung mit organischen Bestandteilen (die Mineraldüngung konnte man zu Thaers Zeit noch nicht) bzw. durch einen Wechsel von Humuszehrern (Hackfrüchte) und Humusmehrern (Leguminosen wie Wicken, Lupinen, Klee) erreicht werden sollte. Um die Düngerproduktion zu erhöhen, setzte sich Thaer für die Einführung der Sommerstallfütterung des Viehs ein. Seine Erkenntnisse über die Zusammenhänge von Düngung und Bodenfruchtbarkeit fasste er in der Lehre von der „Statik“ zusammen. Er ging dabei davon aus, dass die dem Boden entzogenen Pflanzennährstoffe ihm wieder zugeführt werden müssten. Düngung, Brache, Fruchtwechsel und Bodenbearbeitung waren die Methoden zu Wiederherstellung der Bodenfruchtbarkeit.



Innerhalb von nur sechs Jahren baute Thaer seinen Betrieb zu einer als vorbildlich geltenden Wirtschaft auf der jederzeit nachprüfaren Grundlage einer genauen Buchführung aus. Er war nicht der Erfinder der Fruchtwechselwirtschaft, und auch nicht der Erste, der in Deutschland auf die Vorzüge dieses Systems hinwies, aber ihm gelang als Erster eine wissenschaftliche Begründung des Systems unter Berücksichtigung aller zur Verfügung stehenden naturwissenschaftlichen Errungenschaften, und er machte es besonders in der norddeutschen Landwirtschaft populär. Allerdings wurde er nicht müde zu betonen, dass die Voraussetzung für die Einführung eines modernen Agrarsystems aber die Abschaffung der feudalen Agrarverhältnisse und die Aufteilung der Gemeinheiten sowie die Verkoppelung der zersplitterten Ländereien bildete. Zugleich sei ein höheres Betriebskapital notwendig, da mit der Intensivierung mehr Arbeitskräfte und moderne Ackergeräte gebraucht würden. Die gewonnenen Erkenntnisse hielt er auch schriftlich fest. Mit dem Erscheinen des ersten Bandes der *Einleitung zur Kenntnis der englischen Landwirtschaft* 1798 gelang ihm der Durchbruch: Im In- und Ausland galt er fortan als Autorität auf dem Gebiet

der Landbauwissenschaften. Obwohl Thaer selbst nie nach Grossbritannien reiste, wurde ihm eine gründliche Kenntnis der englischen Verhältnisse bescheinigt. Seine Popularität hatte zur Folge, dass er zahlreiche Briefe mit Fragen zur Landwirtschaft erhielt und ein nicht mehr nachlassender Strom von Besuchern nach Celle kam, um seine Musterwirtschaft mit eigenen Augen zu sehen und Methoden zur rationellen Bewirtschaftung zu lernen. Das zeigt, dass Thaer nicht nur als Agrarschriftsteller, sondern auch als Praktiker anerkannt war. Um den Besucherstrom zu kanalisieren, führte Thaer in der Folgezeit gezielte Besuchszeiten ein und bot Lehrkurse an, bis er 1802 das erste landwirtschaftliche Lehrinstitut in Deutschland eröffnete.

In den ab 1799 erscheinenden *Annalen der Niedersächsischen Landwirtschaft* schuf er ein Forum, in dem Erfahrungen mit der Landwirtschaft diskutiert sowie Neuerungen und mustergültige Betriebe aus ganz Deutschland einem großen Publikum vorgestellt werden konnten. Da Thaer auch die praktische Landwirt-

schaft in anderen Gebieten kennen wollte, unternahm er mehrere Reisen. 1798 brach er zu einer Reise nach Schleswig-Holstein und Mecklenburg auf. Hier vertiefte er seine Kenntnisse über die dort geübte Feldgraswirtschaft. 1799 und 1801 führten ihn Reisen in die Mark Brandenburg, wo er Frau von Friedland in Kunersdorf und ihren Schwiegersohn, Peter Alexander Graf von Itzenplitz auf Groß Behnitz persönlich kennen lernte. Dem Besuch war ein intensiver Briefwechsel zu landwirtschaftlichen Fragen voraus gegangen. Die Güter der Frau von Friedland wurden nach neuesten Methoden bewirtschaftet; gleichzeitig galt Kunersdorf als Zentrum des geistigen und kulturellen Lebens der Region, wo so bekannte Persönlichkeiten wie die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt, Freiherr vom und zum Stein, die Bildhauer Johann Gottfried Schadow, Christian Daniel Rauch oder der Dichter und Naturforscher Adalbert Chamisso verkehrten.

Die Freundschaften und Bekanntschaften, die Thaer während seiner Reisen nach Preußen schloss sowie seine Ein-

drücke von einer – zumindest auf den Gütern – in seinem Sinne fortschrittlich betriebenen Landwirtschaft erleichterten es ihm später sicherlich, aus Celle wegzuziehen und in Preußen ansässig zu werden. Sein Entschluss, die hannoverschen Lande zu verlassen, hing auch mit der politischen Situation zusammen. Er fürchtete, dass sich die Besetzung durch napoleonische Truppen ungünstig auf den Fortgang und den Ausbau seiner Celler Wirtschaft auswirken werde. Außerdem war seine Bewerbung um die Pachtung der Domäne Weende bei Göttingen und die Einrichtung einer landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalt größeren Umfangs abgelehnt worden. So nimmt es nicht Wunder, dass Thaer das von Karl August Freiherr von Hardenberg überbrachte offizielle Angebot des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III., seine Arbeit in Preußen fortzusetzen, annahm. Preußen galt zudem als fortschrittlich und Thaer sah die Möglichkeit, den Arztberuf aufzugeben und sich ganz der Landwirtschaft widmen zu können. 1804 zog Thaer dann mit seiner Familie und zahlreichen Mitarbeitern nach Möglin in Preußen.

Zum Gut Möglin gehörte eine landwirtschaftliche Nutzfläche von etwa 300 ha. Das Ackerland bestand vor allem aus leichten Sandböden, die in einem sehr schlechten Zustand waren. Sie waren in Dreifelderwirtschaft bestellt worden und ausgezehrt. Eine Bearbeitung der Brache hatte nicht stattgefunden, da man sie für die Schafe als Weide benötigt hatte. Tatsächlich war das Gut völlig heruntergewirtschaftet. Ungeachtet dessen verfolgte Thaer mit der Mögliner Wirtschaft jedoch ehrgeizige Ziele: Sie sollte zum einen die Grundlage bilden für das neu zu gründende Lehrinstitut und zum anderen sollte sie den Beweis für die Richtigkeit seiner Theorien liefern, dass nämlich auch eine Wirtschaft in so schlechtem Zustand Reinertrag bringen könnte, wenn man sie nach rationalen Grundsätzen führte. Der Neuanfang wurde jedoch schon dadurch erschwert, dass ein Teil von Thaers Hab und Gut, das auf dem Wasserweg transportiert worden war, verloren ging, so auch zahlreiche Manuskripte und seine Tagebücher. Eine Pockenepidemie vernichtete dann 1805 fast die gesamte Schafherde, 1806/07 dezimierte eine ‚Lungenseuche‘ seinen Rinderbestand. Auch die Erträge der Feldwirtschaft waren niedrig; die

Fruchtwechselwirtschaft konnte erst 1807 eingeführt werden, da zunächst der Zustand der Böden verbessert werden musste und Thaer das Geld für eine Intensivierung der Landwirtschaft anfangs fehlte. Hinzu kamen Schwierigkeiten beim Aufbau eines neuen Lehrinstituts. Zudem blieb die versprochene Hilfe des preußischen Staates aus. Trotzdem gelang es ihm, das Institut, ab 1819 *Königliche Akademie des Landbaus*, schon 1806 zu eröffnen. In Möglin veröffentlichte er einige seiner wichtigsten Werke: 1809 bis 1812 die *Grundsätze der Rationellen Landwirtschaft* und 1815 den *Leitfaden zur allgemeinen landwirtschaftlichen Erwerbslehre*. In den Grundsätzen fasste er sein System der Landbauwissenschaften noch einmal als mehrbändiges Lehrbuch zusammen.

Auch in den Mögliner Jahren hatte Thaer ein enormes Arbeitspensum zu bewältigen: Neben der Leitung seines Betriebes und des Lehrinstituts nahm er zahlreiche Aufgaben für den preußischen Staat wahr. So war er von 1809 bis 1815 als Staatsrat im Innenministerium (Geheimer Kriegsrat) im preußischen Staatsdienst tätig: Hier wirkte er an der Ausarbeitung der preußischen Agrarreformen mit. Zu einer seiner wichtigsten Tätigkeiten wurde seine Lehrtätigkeit an der neu gegründeten Berliner Universität. 1810 hatte ihn Humboldt als außerordentlichen Professor für Kameralistik berufen. Auch die Absolventen des Mögliner Instituts durften seine Vorlesungen hören, die allerdings weniger praktisch ausgerichtet waren, sondern vielmehr angehenden Staatsdienern Kenntnisse der Landwirtschaft vermitteln sollten. 1819 gab Thaer im Alter von 67 Jahren die Professur auf. Er hatte, um alle Aufgaben bewältigen zu können, die Winterhalbjahre in Berlin verbracht und nur den Sommer in Möglin. Zur Aufrechterhaltung des dortigen Betriebes war ein Betriebsleiter eingestellt worden, der gleichzeitig auch das Lehrinstitut betreute.

In seinen letzten Lebensjahren begann Thaer, sich mit Schafszucht zu beschäftigen. Er trug nicht nur zur Verbreitung reinrassiger Merinos bei, sondern erzielte in seiner Mögliner Schäferei auch eine hervorragende Wollqualität, so dass er auf dem Berliner Wollmarkt als „Wollkönig“ bezeichnet wurde. Seine Zuchtexperimente und die nach 1815



Abbildung linke Seite:
Thaer im
fortgeschrittenem Alter.

Abbildung oben:
Thaers Geburtshaus in
Celle, Schuhstraße 26.

Abbildung unten:
Lehrinstitut und
Wohnhaus in Möglin.





Thaer-Denkmal in Celle

erschienenen Publikationen zu dieser Thematik machten Thaer zum bedeutendsten deutschen Schafzüchter seiner Zeit. Insbesondere um die Förderung der norddeutschen feinwolligen Schafzucht erwarb er sich große Verdienste.

1824 erlebte Thaer mit der Feier seines 50-jährigen Doktorjubiläums noch einmal einen Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Johann Wolfgang von Goethe hatte eigens ein Gedicht für diesen Tag geschrieben, von seinen Schülern erhielt er ein komplettes Porzellanservice geschenkt. 1825 und 1826 vergrößerte er seinen Besitz durch den Ankauf der Rittergüter Lüdersdorf und Biesdorf noch einmal. Am 26. Oktober 1828 starb Thaer im Alter von 76 Jahren. Sein Sohn Albrecht Philipp führte als sein Nachfolger Gut und Akademie fort.

Thaer konnte zu seiner Zeit noch „das Ganze“ der Landwirtschaft überblicken. Er verband Theorie und Praxis und gab so für viele Bereiche der entstehenden Agrarwissenschaften entscheidende Anstöße. Mit der Gründung des landwirtschaftlichen Lehrinstituts legte er

außerdem den Grundstein für die Entwicklung eines landwirtschaftlichen Ausbildungswesens.

Die Ausstellung „Albrecht Daniel Thaer – Der Mann gehört der Welt“ läuft noch bis zum 31.10.2004 im Museumsdorf Hösseringen, Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide, Am Landtagsplatz, Suderburg-Hösseringen.

*Begleitbuch zur Ausstellung:
Kathrin Panne (Hrsg): Albrecht Daniel Thaer – Der Mann gehört der Welt. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Bomann-Museum Celle zum 250. Geburtstag von A. D. Thaer. Celle 2002, 12,80 EUR, ISBN 3-925902-44-9*

*Materialienband zur Ausstellung mit Ausstellungstexten und dem Abdruck der von Thaer 1799 verfassten „Beschreibung des Herzogthums Lüneburg in landwirtschaftlicher Hinsicht“:
Kathrin Panne: Albrecht Daniel Thaer (1752-1828) – Der Begründer der modernen Landwirtschaft.*

Herausgegeben vom Museumsdorf Hösseringen und vom Bomann-Museum Celle, Uelzen und Celle 2003 (= Materialien zum Museumsbesuch 24). Preis 3,00 EUR, ISBN 3-934057-13-6

Text von Matthias Krüger

Ritter und Riesen nach Helmstedter Art

Was haben Ritter und Riesen mit Helmstedt zu tun? Eine ganze Menge, wie man im dortigen Kreis- und Universitätsmuseum erfahren kann. Das Museum hütet nämlich ein seltenes Büchlein, das die Frage beantwortet: Der 1756 publizierte Band heißt *Die Ritter und Riesen, ein Rittergesang*. Vor heimischer Kulisse schildert er Schlachten gepanzierter Edelleute gegen baumlange Märchengestalten – aber nur auf den ersten Blick. Sein eigentliches Thema ist nicht minder furchterregend: Es geht, satirisch verbrämt, um das ruchlose Treiben mancher Studenten der Academia Julia Carolina. Von Maulhelden und Gernegroßen also handelt das Werk, von Rittern und Riesen nach Helmstedter Art.

Der Autor des Buches, Paul August Schrader, wurde 1726 in eine angesehene Braunschweiger Familie hineingeboren¹. Vater Paul war Bürgermeister, und die Mutter Katharine Margarethe entstammte dem

alten Ratsgeschlecht derer von Kalm. Schraders Bruder Heinrich Bernhard (1706 - 1773) brachte es bis zum Minister mit Adelstitel, zur „Grauen Eminenz“ unter Herzog Karl I.

Paul August besuchte seit 1745 zunächst das gerade eröffnete Collegium Carolinum seiner Heimatstadt. 1750 immatrikulierte er sich an der Universität Helmstedt. Rechtswissenschaft war sein Fach. Das Studium scheint ihn nicht voll ausgelastet zu haben; denn der junge Mann begann, nebenher zu schreiben², und er engagierte sich tatkräftig in der „Deutschen Gesellschaft“, die 1749 mit großem Pomp vor Ort (wieder-) begründet worden war; ein Ölbild im Bibliothekssaal des Juleums zeugt von diesem Ereignis.

Schrader bestand die juristischen Prüfungen. Er ging 1755 als Sekretär an die Geheime Kanzlei in Braunschweig und war

daneben Justitiar beim heute zu Wendeburg gehörenden Amt Neubrück (ab 1756), später beim Amt Riddagshausen (ab 1758). 1762 erhielt er den Titel eines Rats, 1768 sogar den eines Hofrats. Schrader starb unverheiratet und kinderlos Mitte April 1780.

Seine reich bestückte, im Todesjahr meistbietend versteigerte Bibliothek lässt auf einen vielseitig interessierten, besonders der schönen Literatur verbundenen Menschen schließen³. Schraders eigenes schriftstellerisches Schaffen bricht 1762 ab⁴. Es umfasst lyrische, manchmal im Braunschweiger Platt gehaltene⁵ Gelegenheitsdichtungen, darunter eben *Die Ritter und Riesen*, die vorsichtshalber anonym erschienen und *lauter wahre Geschichten* aus der Zeit an der Academia Julia Carolina verarbeiten.

So behauptet es jedenfalls die *Vorrede* zum Buch. Diese *Vorrede* zeichnet eine verkehrte

Welt – eine Welt, in der studentischen Übelmännern höchstes Lob fürs Raufen, Saufen und Poussieren gilt, der Fleiß und die Tugendhaftigkeit ordentlicher Nachwuchsintellektueller jedoch nur Hohn und Spott ernten. *Zu lang, zu lang hat Deutschland ihre Verdienste verkannt*, ruft Schrader da in gespielter Empörung aus, und er meint, wohlgermerkt, die erstgenannte Gruppe seiner ehemaligen Kommilitonen.

Römische Helden seien nichts gegen sie, die selten tapfer (und immerzu den *Carcer* vor Augen) um die *Burschenfreyheit* kämpften. Bewundernswert ihre Geduld, wenn sie *im Auditorio einem Kerl, der nicht zwey Maaß Duckstein ... trinken könnte, die Ehre erweisen, seine läppische ... Rede anzuhören*. Schande hingegen über die *elenden Tröpfe, die Muckers, ... die sonst nichts thun als daß sie in die Collegia laufen und bey den Büchern sitzen!* Trotzdem würden diese *verdammten Stubensitzer ... verehret als wenn sie sich zwanzigmal auf dem Markte geschlagen, und sechs Tumulte angeführt hätten*. Obendrein seien solche Leute *bey den Mägdchens* tatsächlich *besser gelitten* als die *fidelen Brüder* – einfach unglaublich! Also müsse er, der Autor, die Dinge endlich gerade rücken, im folgenden *ein Werk der Liebe* an den wahren Heroen verrichten und ihnen *die güldene Zeit wiederbringen*.

Damit nun jeder Leser den Hintersinn erkennt und begreift, dass das genaue Gegenteil dessen ausgesagt werden soll, was das flammende Plädoyer verkündet, lässt Schrader zur Sicherheit noch einen *Vorbericht* folgen. Dort redet er Tacheles: Den Hochschülern seien *Ausschweifungen* vorzuwerfen, gegen die man mit *strengster Moral* erfahrungsgemäß nichts ausrichte. Die *comische Vorstellung lächerlicher Handlungen* sei das wirkungsvollere Rezept. Solche Vorstellung versuche der *Rittergesang*, um zu erreichen, dass sich die Jungakademiker *derjenigen Thorheiten schämen, welche auch den ungelehrtesten und ungezogensten Menschen unanständig sind*.

Dann kommt der Hauptteil des Buches. Auf 148 Seiten schildert Schrader vier studentische Schandtaten, so genannte *Abentheur* mit Rittern und Riesen als Akteuren, in feierlich-erhabenen Versen – ein denkbar greller Kontrast. Die geschraubte Form ist dem unerfreulichen Inhalt offenkundig nicht angemessen; beides wird wechselseitig parodiert. „Komisches Epos“ ist die literaturwissenschaftliche Gattungsbezeichnung dafür⁶. Dergleichen war in

Die Ritter und Riesen ein Rittergesang.



Braunschweig und Leipzig.
1756.

Deutschland seit Just Friedrich Wilhelm Zachariäs⁷ *Der Renommiste* von 1744 en vogue.

Schraders Witz wirkt heute zwar etwas angestaubt, und die vielen Anleihen bei antiken Sagen und Cervantes' *Don Quijote* fördern nicht gerade die Verständlichkeit des Ganzen. Aber nach und nach wird klar, dass die *Abentheur* verfremdetermaßen alles aufspießen, was seinerzeit wohl zu einem zünftigen Helmstedter Studenten gehörte: Endlose Prügeleien, wüste Zechgelage, Zocken im Tabaksqualm, Imponiergehabe und Arroganz gegenüber der ortsansässigen Bevölkerung, angenommen natürlich die Damenwelt, der man sich eifrigst widmete und die einiges zu bieten hatte, beim Tanz zum Beispiel:

*Da flogen Röcke auf, da sah man Strumpf und Band
Den kurzen Unterrock vom roten Futterwand
Manch schön und häßlich Knie,
was Hemder sonst verwahren
Was keusche Weiber nur dem Ehmann offenbaren
Und darum Mütter oft den jungen Söhnen drohn:
Seht Jungens nicht dahin; ihr werdet blind davon.*

Mitunter geht es reichlich makaber zu, so im ersten *Abentheur*, das auf folgende wahre Begebenheit zurückgehen soll: Allzu übermütige Herren Studiosi wollten die Leiche der verstorbenen Braut eines hiesigen Torwächters für die Universitätsanatomie beschaffen. Sie inszenierten einen skurrilen Feldzug gegen den trauernd widerstrebenden Ehemann in spe und

waren schlussendlich schon dank eines Korbes voller Kirschen zu besänftigen – als Tiger gesprungen, als Bettvorleger gelandet.

Die Episode mag sich so zugetragen haben oder nicht. Jedenfalls standen die Schüler der alten Academia tatsächlich in zweifelhaftem Ruf. Bereits 1586 ulkte man über die damals jüngste Hochschule: *Helmstedt ist wohl die letzte / aber mit Sauffen und Balgen tut sie das beste*⁸. Wiederholte Verordnungen der fürstlichen Rektoren oder Verbote des Senats änderte an den Verhältnissen kaum etwas. 1792, kurz vor dem Toreschluss von 1810, kamen neue Benimm-Regeln heraus⁹, und vielleicht hatte Paul August Schrader mit seiner Schrift ein bisschen dazu beigetragen.

Ein Wort noch zum Bilderschmuck der *Ritter und Riesen*: Den *Vorbericht* und die *Abentheur* zierte jeweils eine in Kupfer gestochene Vignette nach Entwürfen von Johann Anton Tischbein (gest. 1784), einem Angehörigen der berühmten Künstlerfamilie. Die Gravur der hübschen Kopfstücke besorgte der Braunschweiger Kupferstecher Anton August Beck (1713 - 1787)¹⁰. Ihm ist auch das von anonymer Hand vorgezeichnete Titelblatt zu verdanken, das Helmstedt in einer einzigartigen Perspektive zeigt. Nicht – wie in den Ansichten der Stadt sonst üblich – vom Rand des Lappwaldes, sondern von dessen Höhen aus blicken wir auf St. Stephani, das Juleum und St. Marienberg.

¹ Die biographischen Angaben zu Paul August Schrader sind entnommen dem Namensartikel von Zimmermann, in: Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.), *Allgemeine Deutsche Biographie*, 1875 ff., Bd. 32, S. 435 ff., 438. Goedeke, *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung*, Vierter Band, I. Abteilung: Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege, 3. Auflage 1891, S. 100, nennt 1732 als Schraders Geburtsjahr.

² Als erste literarische Arbeit Schraders ist *Die Rumney-Höhle*; ein Gedicht aus dem Jahr 1755 überliefert. Eine ebenfalls aus seiner Feder stammende Rede am Geburtstage Karl's, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg war bereits 1753 in Helmstedt publiziert worden: Meusel, *Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller*, Teil 12, 1812, S. 425.

³ Vgl. das Verzeichniß der Bücher-Sammlung des weyländ Herrn Hofrath Schrader etc., 1780.

⁴ Meusel, wie Anm. 2, S. 426.

⁵ Goedeke, wie Anm. 1.

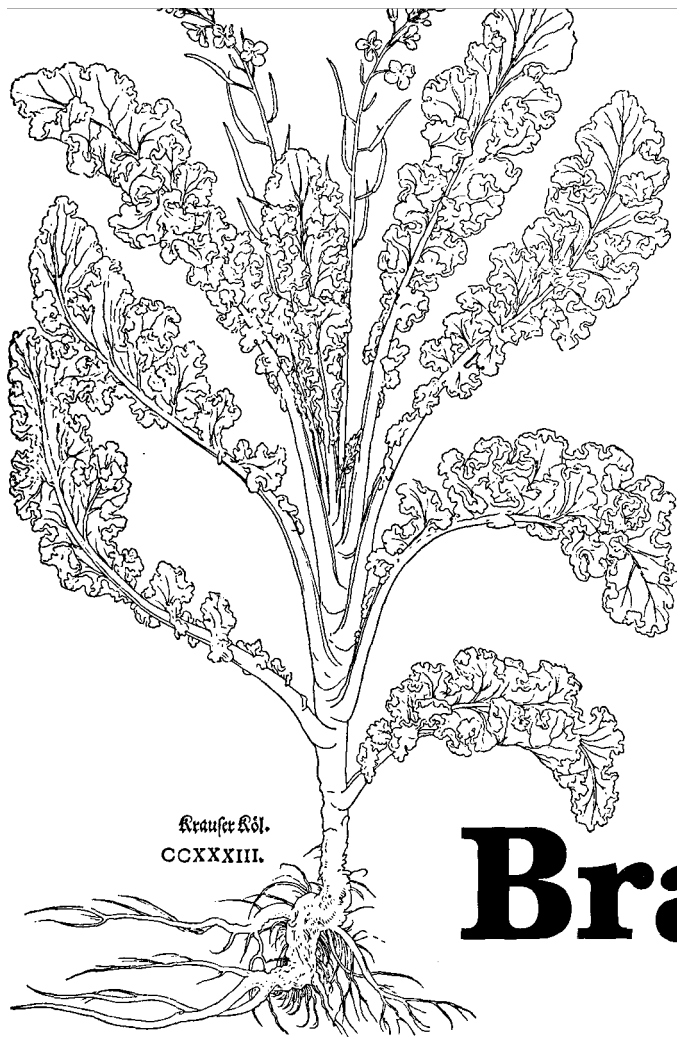
⁶ V. Wilpert, *Sachwörterbuch d. Literatur*, 1969, S. 399 f.

⁷ Zachariäs (* 1726) wirkte seit 1748 in Braunschweig, wo er 1777 auch starb: *Schüddekopf*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* (wie Anm. 1), Bd. 44, S. 634 ff.

⁸ Zitiert nach Ahrens, *Die alte Universität – aus der Geschichte der Academia Julia zu Helmstedt* (= Teil Kreismuseen der Ausstellung des Landkreises Helmstedt zur EXPO 2000 Academia Julia. Die Universität Helmstedt [1576 - 1810]), Katalog, 2000, S. 119.

⁹ Haase, *Die Universität Helmstedt 1576 - 1810*, 1976, S. 100; vgl. auch Ahrens, wie Anm. 8, S. 121 (Objekt 6).

¹⁰ Einzelheiten zu A. A. Beck bei Spies, Braunschweig, *Das Bild einer Stadt im 18. Jahrhundert*, 1976, S. 29 ff.



Text von Christian Lippelt

Einige Fundstücke zur Geschichte des Braunkohls

Ab November, spätestens nach den ersten Nachfrösten, finden allerorts in Norddeutschland Braunkohlessen und -fahrten statt – so auch in den braunschweigischen Landen. Die Wertschätzung, die der Braunkohl mindestens schon seit dem Jahre 1572 in unserer Heimat genießt, sollte Anlass genug sein, sich mit der Geschichte dieses beliebten Gemüses kurz auseinander zu setzen.

Als im Frühjahr 1572 bei der Rechnungslegung des Amtes Winzenburg festgestellt werden musste, dass viel Geld für Saatgut zu „weissem und braunem Kohl, Petersillien und andern“ ausgegeben hatte, wies Herzog Julius seine Amtleute und Gärtner an, solche Pflanzen hinfort selber zu säen und zu pflanzen. Überlegungen aus dem Amte Harzburg, die Anbauflächen für weißen und braunen Kohl sowie für große und kleine bortfeldische Rüben zu vergrößern, zeigen ebenfalls die Bedeutung des Gartenbaus für die Versorgung nicht nur der einzelnen Amtshaushalte, sondern auch oder vor allem für die Versorgung des Hofes in Wolfenbüttel. Dass trotzdem immer wieder Saatgut und Kohlpflanzen hinzugekauft werden mussten, belegt beispielsweise eine Amtsrechnung des Amtes Wolfenbüttel aus dem Jahre 1575: Im Juni und Juli nämlich kaufte der Gärtner Berthold Homeister 21 Schock – also 1260 – Braunkohlpflanzen für den herzoglichen Lustgarten, dessen Erträge an Obst und Gemüse direkten Eingang in die Speisepläne des Hofes gefunden haben. Einen Eindruck der Gerichte, die für die herzoglichen Tische

zubereitet wurden, vermittelt uns das 1598 in der Fürstlichen Druckerei zu Wolfenbüttel veröffentlichte „Kunstbuch von mancherley Essen“ des fürstlichen Mundkoch Franz de Rontzier. Hierin sind insgesamt sieben Braunkohlgerichte enthalten, davon drei Vorschläge für Braunkohlsalate und vier Gerichte, in denen der Braunkohl in Wein oder Brühe gekocht, mit Gewürzen und Obst verfeinert und mit gebratener Gans, jungen gebratenen Hühnern, Schweinebraten oder Zosissen, also Würsten aus Schweine- oder Rindfleisch, aufgetragen wird. Bemerkenswert ist die Feststellung de Rontziers, dass die braunschweigischen Bauern solchen Kohl zwar gerne essen, aber „ihn gar selten“ bekommen. Dass der Braunkohl auf den Tellern fürstlicher Familien ein gern gesehenes und gegessenes Gemüse gewesen ist, belegen jedenfalls nicht nur das Ausgabenverzeichnis des Amtmannes zu Aerzen, der im November 1591 für das Ablager der Herzogin in Preußen Braunkohl einkaufen ließ, oder die Äußerungen der Liselotte von der Pfalz, die den Braunkohl in ihren Jahren am Hannoveraner Hof schätzen gelernt hatte, sondern besonders eindrucksvoll auch eine Abbildung des Jahres 1626, in der vor der Silhouette des Braker Schlosses eine Braunkohlpflanze, die sogenannte Lippische Palme, dargestellt ist. Anlässlich seiner Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft ließ Graf Otto zur Lippe-Brake, der sich den Beinamen der Braune zugelegt hatte, diesen mit dem Motto „Zur Gesundheit“ versehenen Kupferstich anfertigen, dem folgender Reim beigelegt wurde:

Abbildung:
Krauser Kohl
(entsprechend unserem
Braunkohl). Holzschnitt
aus dem Kräuterbuch von
Leonhart Fuchs (1543).

*DER Braunkohl / zum gemüs' und zur
gesundheit nutze / Die inre fäul' im leib er
weg gelinde nimmet:
Braun nach der farb' ich heis / der kranckheit
vorgeschützt / Wird durch gesunde kraft: weil
uns dann ist bestimmt
Zu beissen eins ins gras / so werde nicht
getrutzt / Auf alzufetten Kohl / dan wan das
feier glimmet
Des HErren scharffen zorns / und Gott der
Seelen ruft / Der leib mus unters gras in eine
tieffe gruft.
O.G.U.E.H.Z.D.L. 1626.*

Wie schon erwähnt, wurde und wird dieses Gemüse nicht nur seiner heilenden Wirkung, sondern vor allem seines Geschmacks wegen geliebt. Da in der Frühen Neuzeit Kochbücher nicht für den einfachen Mann, sondern vor allem für den wohlhabenden Bürger oder für die Köche der Adligen und Fürsten geschrieben wurden, sind aus dieser Zeit in der Regel aufwendige Gerichte, meist mit exotischen Zutaten und Gewürzen verfeinert, überliefert. Ähnliches finden wir auch in einem Rezept de Rontziers, in dem es heißt: „Item, man hackt den Kohl mit Quitten oder Äpfeln, bringt ihn mit Wein und Brühe zum Feuer, macht ihn ab mit Butter, kleinen Rosinen, gestossenem Ingwer und Zucker, wenn man ihn will zum Tisch geben, legt man ein par Zosissen garümbher und besprengt ihn mit Zucker“. Gerade der in Südost-Asien beheimatete Ingwer, wie auch der Zucker, der im 16. und 17. Jahrhundert noch nicht aus der Zuckerrübe, sondern aus Zuckerrohr gewonnen wurde, konnte als teures Importgut fast nur von den adeligen und bürgerlichen Oberschichten konsumiert werden.

Festzustellen ist, dass der Braunkohl auch nach 1600 Bestandteil der Ernährung am Wolfenbütteler Hof gewesen ist. In der Amtsrechnung des Amtes Wolfenbüttel aus dem Jahre 1616/17 ist überliefert, dass in diesem Jahr „Morrüben, Braun- und Weißkohl, Salat, wie auch anderes Garten-gewächs“ aus den fürstlichen Gärten an den Hof geliefert worden ist. Hierfür unterhielt das Amt Wolfenbüttel als landwirtschaftlicher Betrieb mit Cord Kasten auch einen Kohlgärtner, der mit seinem Gesellen für Aufzucht, Pflege und Ernte des Gartengemüses zuständig war. Leider findet sich in den Küchenregistern des Hofes, in denen der Nahrungsmittelverbrauch für die am Hof lebenden und beschäftigten Personen vom Herzog bis zum Schweinejungen verzeichnet sind, keine

Angaben über das ausgegebene Gemüse. Umso besser sind wir allerdings darüber informiert, dass im Jahre 1591/92 insgesamt 262.047 Personen gespeist wurden und hierfür beispielsweise 596 Kälber, 2.062 Hammel, 1.804 Schweineköpfe, 7.684 Paar Schollen, 111.196 Eier, 150 Hüte Zucker und sogar 196 Pfund Reis verbraucht wurden. Daneben wurden in diesem Jahr 1.935 Fässer und 14 Tonnen Bier aus Einbeck, Zerbst, Hamburg, Hannover und vor allem aus dem eigenen Brauhaus sowie 2.467.797 Brote ausgegeben.

Als Gartenpflanze ist Braunkohl sowohl im fürstlichen Lustgarten zu Hessen wie auch im Schöninger Küchengarten angepflanzt worden, aus dem er häufiger an den Wolfenbütteler Hof geliefert wurde, so 33 Körbe davon im Winter 1660/61. Ob er zu dieser Zeit in den fürstlichen Gärten zu Wolfenbüttel noch angebaut wurde, ist unklar. Die Rechnungen der fürstlichen Gärtner Andreas Jonas und Christoffer Thieme über Samenkäufe für die Küchengärten vor dem Herzogtor und vor dem Augustor jedenfalls verzeichnen nur Samen für Weißkohl, Blumenkohl sowie für Savoyer Kohl (also Wirsingkohl) und Rosenkohl.

Dass sich der Braunkohl zunehmender Beliebtheit erfreute, belegt eine Nennung im Kochbuch des fürstlichen Gärtners Johann Royer des Jahres 1651: Da „es guten Hausmüttern schon bekandt“ sei, wie Braunkohl zu kochen ist, empfiehlt Royer folgende Zubereitungsart: „Nehmet die jungen Sprossen, so erst im Frühling außgeschlagen, so viel ihr wolt, sonderlich die Herzköllichen, waschet sie rein in Wasser, thut sie in einen Topff oder Kessel, last sie sittiglich übersieden, giesset das Wasser abe, und wenn sie erkaltet, so legt sie ordentlich in eine Schüssel, und richtets mit Essig, Baumöl, Saltz und Gewürtz zu, wie andern Salat, ist anmutig und sehr gesund“. In einer Beschreibung des ‚Amtes und Städtleins Gifhorn‘, die in den Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande aus dem Jahre 1789 veröffentlicht wurde, erfahren wir, dass der Heidebauer zwar selten Gemüse und noch seltener Fleisch, Speck und Wurst zu essen bekam, „jedoch speist er des Winters braunen Kohl, welcher im Herbst aufgenommen und auf der Diele aufgehängt und getrocknet, auch zugleich nicht wenig geräuchert wird“. Ein Vergleich der herzoglichen Taxordnung von 1622 und der Akziseordnung von 1672 zeigt ebenfalls,

dass der Braunkohl im 17. Jahrhundert durchaus Eingang in die Gemüsegärten der einheimischen Bevölkerung gefunden haben muss und nun auch als Agrarerzeugnis verhandelt wurde. Fand sich 1622 unter der Rubrik Gartenfrüchte und Gewächse nur der Weißkohl verzeichnet, so wird 1672 auch „Winnigstedter Kohl“, Blumenkohl und „Brauner Kohl“ aufgezählt. Folgt man allerdings der 1802 von Georg Hassel und Carl Bege veröffentlichten Landesbeschreibung des Herzogtums Braunschweig, so fanden zu dieser Zeit im Fernhandel einzig Karotten und Bortfelder Rüben sowie weißer, zu Sauerkraut verarbeiteter Kohl, größeren Absatz. Überregionale Verbreitung konnte also der Braunschweiger Braunkohl erst durch die Entstehung der Konservenindustrie im 19. Jahrhundert finden und nimmt nun zusammen mit seinem Bremer Namensvetter und dem Oldenburger Grünkohl fast den Rang eines Nationalgerichtes ein.

Gedruckte Quellen und Literatur:

- HASSEL, Georg u. Carl BEGE: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg*. 2. Bde. Braunschweig 1802/03.
- HEY, Volker: *Die lippische Palme*. In: *Querbeet durch historische Gärten in Ostwestfalen-Lippe*. Hrsg. v. Anja Schöne u. a. Bielefeld 2000, S. 242-245.
- RONTZIER, Frantz de: *Kunstbuch von mancherley Essen / Gesotten / Gebraten / Posteten / von Hirschen / Vögelen / Wildtprat / vnd andern Schawessen / so auff Fürstlichen / vnd andern Pancketen zuzurichten gehörich*. Wolfenbüttel 1598. Nachdruck München 1979.
- ROYER, Johann: *Beschreibung des ganzen Fürstlich Braunschweigischen gartens zu Hessem*. Braunschweig 1651. Nachdruck Wolfenbüttel 1991.
- SCHELHAMMER, Maria Sophia: *Die wol unterwiesene Köchinn, Oder Gründlicher, deutlicher und vollkommener Unterricht, Wie man alle die Speisen, so nur in Teutschland bekannt seyn mögen, aufs füglichsste und beste zubereiten, das Fleisch, Fische, Gartenfrüchte, Gewächse und andere Sachen wol einmachen, dörren oder sonst verwalten, nach der üblichen Art speisen, Speisen anrichten, auftragen, die niedlichsten schmackhaften Suppen, Potagen, Pasteten, Tärten, allerhand Gebackenes etc. machen und zurichten soll samt Vorstellung vieler Curieusen Sachen und der besten, aber bisher wenig, oder gar nie bekanten Griffe, so man in der Koch-Kunst anbringen, und mit großen Nutzen und jedermans Verwunderung practisiren und gebrauchen kan*. Braunschweig 1692.
- Sievert, Karl: *Liselotte von der Pfalz: „Knackwurst und Braunkohl is mein Speis“*. In: *Hildesheimer Heimat-Kalender* 1973, S. 84 f.

»Vorbei mit den falschen Sprüchen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«

Als in Braunschweig die Bücher brannten ...!

Das Verbrennen von Büchern hat eine lange Tradition, denn selbst in der Antike wurden Schriften zerstört, vernichtet, verbrannt, um damit geistige Gefahren abzuwehren oder die Erinnerung an die Autoren zu vernichten. 1242 wurden auf Anordnung des französischen Königs mehr als 20 Wagenladungen jüdischer Schriften zusammengekarrt, deren Verbrennung zwei Tage andauerte. Auch Luther hatte am 10. Dezember 1520 vor den Wittenberger Studenten die Werke des alten Kirchenrechts und Schriften der Scholastiker eigenhändig in die Flammen geworfen, und am 18. Oktober 1817 wurden beim Wartburgfest der Deutschen Burschenschaften Bücher, »welche der Undeutschheit und Volksfeindlichkeit der Zeit schärfsten Ausdruck geben ... unter Verwünschungen in die Flamme geworfen«. Am 10. Mai 1933 brannten wieder die Scheiterhaufen, und die Redner erinnerten dabei auch an das Wartburgfest und an Martin Luther.

Text von
Dr. h. c. Gerd Biegel

Ansprache im
Rahmen des
Gedächtnisgottesdienstes
im Braunschweiger
Schlosspark am 10. Mai
2003 aus Anlass des
Jahrestages der
Bücherverbrennung am
10. Mai 1933

»Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher
verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen«.

Diese Mahnung Heinrich Heines wurde in seinem Theaterstück »Almansor« am 20. August 1823 im Braunschweiger Theater erstmals öffentlich bei der Uraufführung des Stückes ausgesprochen. Am 10. Mai 1933 sprachen dann die Flammen auf dem Schlossplatz in Braunschweig: »Gegen Dekadenz und moralischen Verfall! Für Zucht und Sitte in Familie und Staat! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Heinrich Mann, Ernst Glaeser und Erich Kästner«, so einer der

»Feuersprüche«, die der Vorsitzende der Braunschweiger Studentenschaft, Lindenberg, als »Charakterisierung« der »Schmutz- und Schundschriften« verkündete, ehe er die Bücher den Flammen übergab. »Studenten in SA-Uniform legten mit Fackeln Feuer an den Holzstoß, und begünstigt durch den herrschenden Wind, standen das Holz und die Bücher bald in lichten Flammen«, so die »Außenansicht« des Ereignisses vom 10. Mai 1933 in der braunschweigischen Tagespresse, dessen »Innenansicht« aber deutlich macht, dass die Barbarei »wider den deutschen Ungeist« aus den Zentren des Geistes heraus, den Universitäten, in Gang gesetzt worden war. Es war ein teuflisch genialer Schachzug, mit dem diese »spontanen« Aktionen vor 70 Jahren organisiert worden waren. Gestützt auf den Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund, der mehr oder weniger die Hochschulen unterminiert hatte, und eine Reihe nationalsozialistisch gesonnener Professoren und Hochschullehrer war es gelungen, die Bücherverbrennung scheinbar aus den Universitäten heraus und nicht gegen die Universitäten geschehen zu lassen. Mit Aktionen, Plakatschlägen, Vorträgen und Seminaren hatte man bereits einen Monat lang diese Bücherverbrennung in den deutschen Universitätsstädten vorbereitet.

Zu diesen Auftaktveranstaltungen und vorbereitenden Aktionen kann man den Scheiterhaufen auf dem Ackerhof am 9. März 1933 nicht rechnen. Es war dies keine Bücherverbrennung im Rahmen der »Aktion wider den undeutschen Geist«. Es war mehr und es war von der unverhohlenen Zielsetzung her noch

Abbildung:
Bücherverbrennung
am 9. März 1933 auf
dem Ackerhof in
Braunschweig.
(Bildnachweis:
Stadtarchiv
Braunschweig Sign.
H XVI: H III 1f/1933)



schlimmer: verbrannt wurden das Parteiarchiv der SPD, Akten, Unterlagen auch der Gewerkschaften und Bücher aus dem Lager der Volksbuchhandlung. Beim zuvor erfolgten Sturm auf das Volksfreundehaus nahm man johlend und billigend den Tod von Menschen im Haus durch Mord in Kauf. Es war dies bereits ein Fanal des politischen Kampfes gegen die SPD und die ihr nahestehenden Gruppen. Hier sollte mit dem Scheiterhaufen nicht nur symbolisch das Gedächtnis an eine demokratische Partei und deren Anhänger ausgelöscht werden, sondern letztlich die Menschen selbst und zwar einzig um ihrer Zugehörigkeit zu dieser Gruppierung willen. Dennoch war es an diesem Tag – im Gegensatz zur Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933 – eine lokale politische Aktion des Schreckens.

In Braunschweig hatte das Autodafé des 10. Mai 1933 seinen Auftakt mit einer stark besuchten Studentenkundgebung am Vorabend in Holsts Garten: *»Die Kundgebung sollte den Feldzug der Studentenschaft gegen das Undeutsche in der Literatur gewissermaßen einleiten«*. Redner an diesem Abend war Dr. Walter Groß von der Parteileitung aus München, der spätere Leiter des Rassenpolitischen Hauptamtes der NSDAP. Er wandte sich gegen den Geist des »Ichdenkens«, gegen das Bürgertum, das »noch vor Wochen der Bundesgenosse von Schmutz und Schund« war und betonte: *»Jetzt ist es vorbei mit der Freiheit der Person, vorbei mit Freiheit, Brüderlichkeit und Freiheit... Es ist vorbei mit den Sprüchen verkalkter Menschlichkeit und Gleichmacherei«*. Der studentische »Aktionsausschuss gegen den undeutschen Geist« hatte aber auch innerhalb der Technischen Hochschule Carolo Wilhelmina Veranstaltungen organisiert: *»Die akademische Jugend hat den Kampf gegen Schund und Schmutz, Entartung und bewusstes Zersetzen des Deutschen Geisteslebens aufgenommen«* lautete das Motto und der Professor für Baustoffkunde und technischen Ausbau, Diedrich Dieckmann, hielt in der Aula der TH einen Vortrag über »Das Judentum«, um diesen Kampf zu begründen und sein Ziel sichtbar zu machen. Er hob hervor, *»es ist kein Angriffskampf, den wir gegen das Judentum zu führen haben, sondern lediglich eine Verteidigung unserer eigenen Art, die unter fremden Anschauungen zu versinken drohte«*. Seine Schlussfolgerung war schließlich in aller Deutlichkeit, *»dass Grund genug vorhanden ist, endlich mit dem jüdischen Einfluss in Deutschland Schluss zu machen. Jeder einzelne muss dafür sorgen, dass aus dem Leben des deutschen Volkes alles das verschwindet, was als artfremd bezeichnet werden muss«*.

Und was als »artfremd« verstanden wur-

de, hatte schon die Deutsche Studentenschaft deutlich zum Ausdruck gebracht. Von den »12 Thesen« der »Deutschen Studentenschaft«, die zur Vorbereitung der »Aktion wider den undeutschen Geist« durch Plakate, Anschläge und Zeitungsabdrucke – auch in Braunschweig – veröffentlicht worden sind, lautete die vierte: *»Unser gefährlichster Widersacher ist der Jude und der, der ihm hörig ist«*, erklärte die fünfte: *»Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er«*; forderte die siebente: *»Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache. Erscheinen sie in deutsch, sind sie als Übersetzungen zu kennzeichnen«*.

Wie entwürdigend und menschenverachtend die Aktionen durchgeführt wurden, macht ein Zeitungsbericht über die Bücherverbrennung in Hannover erschreckend klar deutlich: *»Es ist ein Viehwagen! – Man hätte außer einer Dungkarre kaum ein besseres Gefährt finden können für den Berg Schmutz, der sich darauf häuft. Es ist noch Zeit, Schnell einmal hinaufzuklettern und einen Blick in die umfangreiche Auswahl an »Literatur« zu werden. Einem Nationalsozialisten kann dabei schlecht werden. Man ist versucht zu vergessen, dass der leise Stallgeruch eigentlich dem Wagen anhaftet, er könnte gerade so gut diesem Haufen Unrat entströmen«*.

Und Braunschweig: von der Technischen Hochschule ging sie aus, von dort marschierten die Bannerträger gegen den undeutschen Geist zum Schlossplatz, wie die Landeszeitung einen Tag später berichtet: *»Die ganze Studentenschaft der hiesigen Hochschule zog unter Vorantritt der SA-Kapelle Lukaschik des von SA-Männern getragenen Hochschulbanners der Carolo Wilhelmina, der Hakenkreuzbanner, der Fahne der Stahlhelm-Hochschulgruppe Mackensen und der Fahnen der studentischen Korporationen zum Schlossplatz, auf dem bei ihrer Ankunft bereits eine dichte Menschenmenge den großen Feuerstoß umstand. An dem symbolischen Akt auf dem Schlossplatz nahmen auch der Rektor der Technischen Hochschule, Professor Dr. Hormann, ein Teil der Professorenschaft und Vertreter der Behörden und Formationen der nationalen Verbände teil.«*

Was wurde verbrannt? Die »Schwarze Liste« in den Tageszeitungen am 9. Mai 1933 verkündete es, und die örtliche Presse berichtete: »Bei der Verbrennung handelt es sich um Bestände aus den öffentlichen Büchereien Braunschweigs, und zwar u.a. aus der Bibliothek der Technischen Hochschule, den Schulbibliotheken, aus der öffentlichen Bücherei und Lesehalle«. Verbrannt wurden u.a. 640 Bände aus der TH-Bibliothek, ca. 240 Bände aus der Bücherei des Studentenwerks und 117 Bände aus der Öffentlichen Bücherei u.a. Der

Vergleich der Liste in einer Studie der UB-Bibliothek von 1993 mit der veröffentlichten »Schwarzen Liste« lässt große Differenzen erkennen, insbesondere fällt die Vielzahl derjenigen vernichteten Bücher auf, die nicht in der Liste der Studentenschaft enthalten waren. Ganz offenbar machten die Braunschweiger Studenten bei ihrer Aktion kaum differenzierte Unterscheidungen, obwohl der Kampfband und die Deutsche Studentenschaft teilweise ebenso um Auswahl bemüht schienen und den vordergründigen Anschein von Differenzierung bewahrten: z.B. stand zu lesen Erich Kästner, »alles außer Emil«. Doch umsonst! Selbst die staatliche Anweisung »wissenschaftliche Bibliotheken bei den Bücherverbrennungen zu verschonen« war vergeblich, wie der hohe Anteil der TH-Bibliothek erkennen lässt. War aber auf der einen Seite Differenzierung nicht zu erwarten, »verbrannt wurde, was von den verfeimten Autoren zu kriegen war«, lassen sich gerade auch in Braunschweig Willkür und Verwechslungen nachweisen, wie das Beispiel Kästner belegt: Kästner, E., Wahn und Wirklichkeit im Drama der Gesellschaft. Leipzig 1929 wurde den Flammen übergeben, wusste man beim Aussortieren offenbar nicht, dass es sich um die Dissertation von Erhart Kästner, dem späteren Direktor der Herzog August Bibliothek und nicht um den Schriftsteller Erich Kästner gehandelt hat.

Hatten in vielen Universitätsstädten, wie zum Beispiel in Göttingen, Germanisten der Universität die Reden bei der Bücherverbrennung am 10. Mai gehalten, war in Braunschweig der Germanist Karl Hoppe aktiv auch in die Vorbereitung und Auswahl der Listenbeiträge eingebunden, was bis heute ein nicht aufgearbeitetes Kapitel der Wissenschaftsgeschichte in Braunschweig darstellt.

Aber auch aus der Bevölkerung muss die Beteiligung groß gewesen sein, manche Privatbibliothek dürfte »gesäubert« worden sein. Die Bücher von Freud und Marx, von Heine und Tucholsky, von Theodor Wolff und Alfred Kerr, von Heinrich Mann und Erich Kästner flogen ins Feuer und wie ein Menetekel stand unsichtbar über den Flammen am Schlossplatz Heines Satz

»Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen«.

Bleibt nur zu hoffen, dass die Flamme der Erinnerung an diese kulturelle Schandtat nie verlöschen wird und besonders der Jugend als Mahnung dient!

Ein stürmischer Abend

Wolfenbüttel und der 17. Juni 1953

Es ist inzwischen hinlänglich bekannt, was in Braunschweig am 17. Juni 1953 geschah, an jenem Tag, an dem die sowjetischen Besatzungstruppen mit Waffengewalt und T-34-Panzern gegen die aufständische Bevölkerung in Ostberlin und vielen hundert anderen Städten und Ortschaften vorgingen: Der Volksaufstand in der DDR wurde an diesem und in den folgenden Tagen niedergewalzt, die aus ehrlicher Wut entstandene Erhebung fand als „faschistischer Putschversuch“ Eingang in die DDR-Geschichtsbücher und vollendete sich erst im November 1989, als das versteinerte SED-Regime endgültig jedweden Rückhalt verloren hatte.

Bis heute unbemerkt sprang allerdings dieser revolutionäre Zündfunke am Abend des gleichen Tages, also am 17. Juni 1953, auf Wolfenbüttel über. Das lässt sich bedauerlicherweise nur noch anhand zeitgenössischer Zeitungsmeldungen erschließen. Es kam hier zu tumultuarischen, fast unglaublichen Szenen, die durchaus auch Tote hätte kosten können, wenn die Polizei nicht eingeschritten wäre.

Wie konnte es dazu kommen?

Für diesen Abend war auf dem Wolfenbütteler Stadtmarkt eine Versammlung der Wolfenbüttler Kommunistischen Partei (KP) geplant. Als Redner war ein Mitarbeiter des Parteivorstandes namens *Ferdinand Pieck* vorgesehen, die einführenden Worte hielt der Funktionär *Werner Ilberg*. Besser: er wollte sie halten, doch er kam nicht allzu weit.

Der 17. Juni 1953 war ein sommerlich warmer, fast schwüler Tag, und die Menschen hatten schon seit vielen Stunden ergrimmt den Radioberichten aus Berlin gelauscht, die inzwischen von dem militärischen Vorgehen der Roten Ar-

mee und der Volkspolizei gegen die Demonstranten in Berlin berichteten.

Die Stimmung in der Bevölkerung war außerordentlich angespannt. So kam es, dass die KP-Veranstaltung einen unwahrscheinlichen Zulauf erhielt. Es handelte sich jedoch keineswegs um linientreue Kommunisten, die hier lauschten, sondern um Wolfenbüttler (und vielleicht Braunschweiger), die sich mit den Aufständischen in Berlin solidarisierten. Das geht auch deutlich aus dem Zeitungsartikel der *Braunschweiger Nachrichten* hervor, der am kommenden Tag nachzulesen war.

Unter dem Titel „*Empörte Menge sprengte KP-Versammlung*“ ist zu lesen:

„Zu schweren Tumulten kam es gestern Abend auf dem Wolfenbüttler Stadtmarkt, wo eine öffentliche kommunistische Versammlung von einer empörten Menschenmenge gesprengt wurde.

Noch bevor der Redner des Abends... angekündigt werden konnte, wurde der Funktionär... Werner Ilberg von der Menge mit den Rufen „Aufhören, Ihr Berlin-Verbrecher“ niedergeschrien. Alle weiteren Versuche, zu Worte zu kommen, erstickten unter den Wutausbrüchen und dem ohrenbetäubenden Gejohle der inzwischen nach Tausenden zählenden Demonstranten.“

Dabei blieb es nicht, die Menge wurde auch handgreiflich. Zeitweise nahm das Geschehen beinahe komische Züge an. Der Bericht fährt fort:

„...Die Parteifahne wurde vom Rednerpult gerissen, das Mikrophon zerstört und das Manuskript flog in hohem Bogen zerrissen durch die Luft. Bevor die Versammlung von der Polizei aufgelöst wurde, kam es zu Schlägereien. Der Wagen, auf dem das Rednerpult aufgebaut war, wurde weggeschoben, und die Menschen sangen: ‚Muß I denn zum Städtle hinaus...‘ Schließlich wurde ostentativ das Deutschlandlied angestimmt.

Redner und Angehörige der KP wurden un-

ter dem Schutz der Polizei gestellt. Die Demonstranten belagerten dann den Garagenhof des Rathauses, hinter dessen Mauern die Kommunisten Zuflucht gesucht hatten. Unter lauten Pfui-Rufen wurden Ilberg und Genossen schließlich mit dem Wagen der Polizei davongefahren. Der Rest der Parteimitglieder verschwand über Hinterhöfe in die Stadt. Dort kam es an verschiedenen Stellen noch zu handgreiflichen Auseinandersetzungen, und in den späten Abendstunden bildeten sich noch an Straßenecken und Plätzen der Innenstadt größere Diskussionsgruppen, die ihrem Herzen über die politische Entwicklung und die Instinktlosigkeit der Wolfenbüttler KP angesichts der Berliner Demonstrationen Luft machten.“

Hieran ist deutlich zu erkennen, dass die Stimmung in den Städten entlang der Zonengrenze sehr labil war. Der Braunschweiger Polizeipräsident Müller, der ähnliche Szenen für Braunschweig befürchten musste, zog daraus augenblickliche radikale Konsequenzen: Er verbot eine ähnliche Versammlung der Kreisleitung der KPD Braunschweig, die für den 20. Juni auf dem Burgplatz angemeldet worden war. Als Grund gab er in der *Braunschweiger Presse* am 19. Juni 1953 an, „...dass er sich auf Grund der Ereignisse am 16. und 17. Juni in Berlin und am Abend des 17. Juni in Wolfenbüttel veranlasst (sehe), eine Kundgebung der KP, die am... 20. Juni auf dem Burgplatz stattfinden sollte, aus Gründen der öffentlichen Sicherheit zu untersagen.“

Damit endete die kurze Episode des Wolfenbüttler „Volksaufstandes“, der sich in Braunschweig nicht wiederholen konnte. Die restlichen Abende des Juni verliefen wahrscheinlich weniger stürmisch...

Text von Uwe Lammers

Sommergoldhähnchen

Brut in der Stadt Schöppenstedt

In unseren Nadelwäldern sind die Sommergegoldhähnchen und Wintergoldhähnchen häufig anzutreffen. – In aufgelockerten Nadelwäldern mit Kahlschlägen, Neuanpflanzungen, Waldwiesen und angrenzenden Feldern kommen beide Arten etwa gleichmäßig verteilt vor. In großen, dichten Nadelwaldbeständen überwiegt allerdings das

Wintergoldhähnchen. Das Sommergegoldhähnchen brütet vorzugsweise im Gezweig der Nadelbäume des Waldsaumes. – Nur fünf Gramm wiegt ein Goldhähnchen, etwa soviel wie ein Markstück. Es ist also kleiner und leichter als der Zaunkönig, es ist der kleinste und winzigste heimische Singvogel überhaupt. – Das Gefieder des Sommergegoldhähnchens ist oberseits olivgrün, unterseits hell grauweiß, es hat einen dunkelorange-farbenen Schopf und der Hinterkopf ist goldgelb getönt.

Sommer- und Wintergoldhähnchen lassen sich äußerlich am ehesten an dem Scheitelstreif unterscheiden: beim Wintergoldhähnchen ist er goldgelb, beim Sommergegoldhähnchen mehr safrangelb. – Als Brutvogel ist das Sommergegoldhähnchen recht häufig. Es lebt außer in Nadelwäldern auch in Nadel-/Laubmischwäldern. Über die Verbreitung sind wir nur unzureichend unterrichtet. Neuere Brutzeitfeststellungen liegen beispielsweise aus dem Stadtgebiet Braunschweigs aus dem Kennel- oder Prinzenpark vor. Auch im Landkreis Wolfenbüttel sind Brutzeitfeststellungen im Gebiet von Schöppenstedt registriert. Brutnachweise und Brutdaten findet man in der Literatur jedoch recht selten.

– Zwischen Männchen und Weibchen kann man keine ausgeprägten Geschlechtsmerkmale erkennen. Beim Männchen geht der gelbe Scheitelstreifen am Hinterkopf in orange über, was allerdings nicht immer zu sehen ist. –

Das Nest wird gern in einer Fichte oder im dichten Geäst anderer Nadelbäume in den Außenzweigen angelegt. Es ist eine aus Moosen, Flechten und Raupengespinnten gewirkte, sehr dickwandige Kugel mit hochgezogenen Rändern, so dass gerade der kleine Vogel hinein schlüpfen kann. Das Gelege besteht meist aus acht bis elf Eiern. Männchen und Weibchen bauen, brüten und füttern gemeinsam. Die erste Brut erfolgt im Mai, die zweite im Juni. – In diesem Jahr konnte ich von Mitte bis Ende Juni tagelang ein Paar Sommergegoldhähnchen mit ihren fünf Jungen in unserem Garten in einer großen Lerche und in den angrenzenden Bäumen und Büschen bei der Nahrungssuche beobachten.

Auch im vergangenen Jahr konnte ich erfolgreiche Bruten im Garten beobachten. – In den letzten Jahren werden in Parks, Gärten mit größerem Nadelholzbestand und auf Friedhöfen von menschlichen Siedlungen verstärkt das Goldhähnchen festgestellt. Ehemals ein reiner Waldvogel mit ökologischem Anpassungsvermögen an Mensch und Siedlung zieht es in letzter Zeit verstärkt in Siedlungen und Ortschaften. Das vermehrte Aufkommen von Nadelhölzern in Wohngebieten und damit ein vielfältiges und leichter zu findendes Nahrungsangebot sind vermutlich die Faktoren, die das Goldhähnchen immer mehr in die menschliche Nähe zieht. –

Das Sommergegoldhähnchen ist ein Teilzieher, in Nord- und Mitteleuropa nur Sommervogel. Es überwintert in Südfrankreich, Spanien und Nordafrika.



Text und Fotos von Rolf Jürgens

Abbildung: Wintergoldhähnchen.

Die Landschaft und der Abwasserverband Braunschweig

Text von Rolf Ahlers

Die Abwässer aus der Stadt Braunschweig wurden ab 1895 den damals angelegten Rieselfeldern zugeleitet. Dort erfolgte – gepaart mit der Nutzanwendung der düngenden Inhaltsstoffe – die kostengünstige Abwasserreinigung. Das für eine Bevölkerung von rund hunderttausend Personen ausgelegte System funktionierte gut. Als allerdings dann weit mehr als doppelt so viele Personen in

Braunschweig wohnten, bestand Handlungsbedarf. Nach Voruntersuchungen kristallisierte sich eine „Abwasser-Verregnung auf landwirtschaftlichen Nutzflächen“ als zweckmäßig heraus. Zu den Positivpunkten „Nutzung des Düngewertes“ und der „Abwasserreinigung“ kam so als dritter noch die „großflächige Grundwasserneubildung“ hinzu.

Am 30.11.1954 wurde in Neubrück der Abwasserverband Braunschweig – Körperschaft des öffentlichen Rechts, Wasser- und Bodenverband nach der Wasserverbandsverordnung von 1937 – gegründet. Verbandsmitglieder waren damals die Stadt Braunschweig (Abwasserlieferer) und die Grundstückseigentümer

(Abwasserabnehmer) der Verregnungsbezirke 1 und 2. Nach Erweiterung um die Verregnungsbezirke 3 und 4 im März 1955 gab es 550 Grundstückseigentümer. Die Beschlussgremien des Abwasserverbands sind: Versammlung, Verbandsausschuss und Vorstand. Die Stimmrechte im Verbandsausschuss haben heute: Landwirtschaft 19 Stimmen, Stadt Braunschweig 14 Stimmen, Wasserverband Gifhorn (als Beauftragter der Gemeinde Wendeburg sowie der Samtgemeinden Papenteich und Meinersen) 2 Stimmen.

Das gesamte Verbandsgebiet umfasst etwa 4.300 Hektar, wovon etwa 3.000 Hektar beregnete land-

wirtschaftlich genutzte Flächen sind. Die übrige Fläche entfällt hauptsächlich auf die Ortslagen, Straßen, Wege, Gräben, Waldungen und Windschutzhecken. Seinen Betriebssitz legte der Abwasserverband in die früheren Gutsgebäude (inzwischen umgestaltet und erweitert), Celler Straße 22, in Ersehof.

Die Flurbereinigung – 1955 begonnen und Voraussetzung für die Verregnung – veränderte auch die Landschaft um Ersehof erheblich. Der Abwasserverband brachte die mit dem Gut erworbenen 34 Hektar Ländereien in das Flurbereinigungsverfahren ein, im Austausch dazu erhielt er für Windschutzhecken benötigte Flächen zurück. Neue Grundstückszuschnitte der Ländereien, dazwischen ein neues Wegenetz, lange Windschutzhecken und eine ertragreichere Landwirtschaft waren das angestrebte und erreichte Ziel. Das Verregnungsgebiet ist in den vier Verregnungsbezirken von Süd nach Nord in den Jahren 1957 bis 1966 in Betrieb gegangen, das Gebiet um Ersehof 1960 im Bezirk 2.

Anfänglich wurde lediglich „wenig geklärtes Abwasser“ verregnet, deutliche Geruchbelästigungen führten daher zu Beschwerden. Die in mehreren Schritten erweiterte Kläranlage führte zur wesentlichen Erhöhung der Reinigungsleistung. Das die durch heutige Abwasserreinigungsanlage „Kläwerk Steinhof“ geführte Abwasser (aus der Stadt Braunschweig und 26 Ortsteilen der Gemeinde Wendeburg sowie den Samtgemeinden Papenteich und Meinersen) wird in mehreren Verfahrensstufen vorschriftsgerecht gereinigt. Das geklärte Abwasser (= Klarwasser) wird durch ein weitläufiges, unterirdisch angeordnetes Druckleitungsnetz gefördert und schließlich mittels Regnermaschinen auf landwirtschaftliche Nutzflächen ausgebracht. Die ausgeklügelte eingesetzte Beregnung ist in Verbindung mit den Windschutzhecken wirkungsvoll.

Von den landwirtschaftlichen Nutzflächen im Bereich des Abwasserverbandes wird etwa die Hälfte mit Getreide und ein Viertel mit Zuckerrüben bestellt. Spargel ist immer noch sehr schmackhaft, wird hier aber nur noch wenig angebaut. Als nützlich erweist sich der Anbau von Zwischenfrüchten

Abbildungen oben:
Staubstürme.

Abbildungen rechte Seite:

Das vollbrachte der Windschutz nach 6 Jahren und nach weiteren 7 Jahren.

(aus dem Buch: „...sonst Untergang“ von Erich Hornsmann)

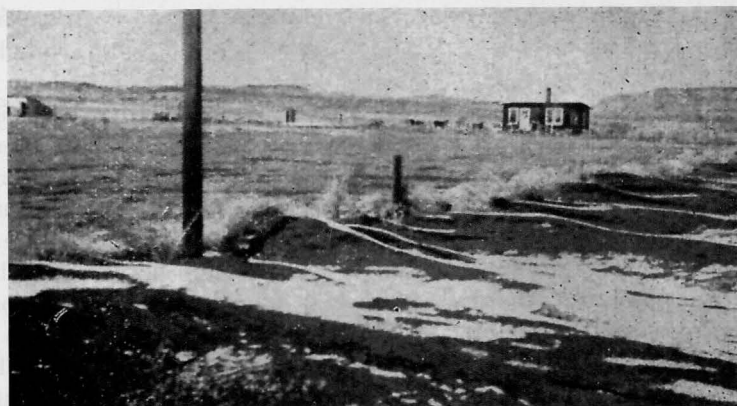
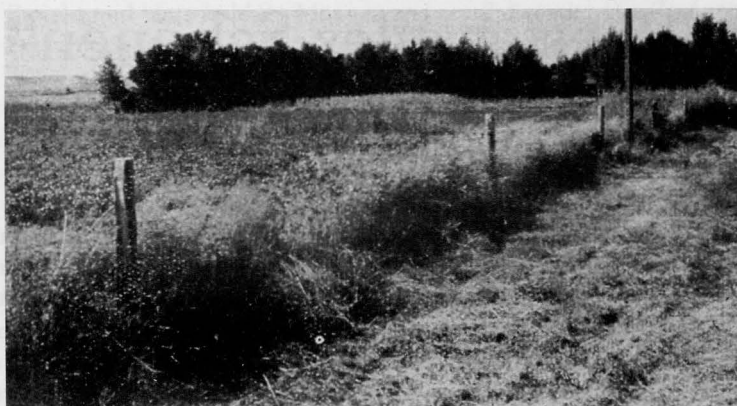
zum Zwecke der Gründüngung, besonders jedoch, weil damit der Boden vor Wind-Erosion (= Abtragung durch Wind) weitestgehend geschützt wird. Vorteilhaft ist auch die gestiegene Wassergüte im hiesigen Abschnitt der Oker, sie fließt unmittelbar östlich der Verregnungsgebietes entlang. Daraus herangeführte Gräben und Drainagen entwässern in die Oker. Von „stark verschmutzt“ im Jahre 1956 über „kritisch belastet“ – 1966 und 1974 beurteilt – ist ab 1994 bereits die Wassergüte „mäßig belastet“ erreicht. Nicht nur die Angler sind darüber erfreut.

Die Heckenanlagen umfassen nunmehr 100 km Strecke und 70 Hektar Fläche. Sie sind mehrfach wirksam, als Lärmschutz, Sichtschutz, Windschutz, Lebensraum für Kleintiere und biotopvernetzend. Zusätzlich prägen sie jedoch das Landschaftsbild in angenehmer Weise.

Die Umweltverträglichkeit und Umweltfreundlichkeit des gesamten Abwasserbehandlungsverfahrens wird durch Messungen laufend belegt, die Meßergebnisse unterliegen den Kontrollen der Aufsichtsbehörde. Darüber hinausgehend wird laufend – wie bisher – an Verfeinerungen und Verbesserungen des Systems gearbeitet, wobei kurz- und langfristigen Wirkungen eintreten. Die handelnden Personen tragen dabei eine hohe Verantwortung.

Sand, Sand, Sand – „Weltfeind Nr. 1 ist die Vernichtung der Muttererde! Wo die Muttererde stirbt, sterben auch die Völker. Wo sie gestorben ist, ist kein Leben mehr möglich. Nur Trümmer künden von vergangener Besiedlung.“ Diese Feststellung traf Erich Hornsmann in seinem Buch „... sonst Untergang“, erschienen: Rheinhausen, 1951. Im Inhalt des Buches ist – in biblischer Zeit beginnend – dargestellt, wie durch menschlichen Einfluss viele einstmals blühende Landschaften in wüstenähnliche Einöden verwandelt wurden. Seitenlange Abhandlungen über „warum und wieso geschah es“ befassen sich mit Beispielen in Amerika, Afrika, Asien und Europa. Für Europa findet sich darin auch die Lüneburger Heide. Ein Absatz des Textes beschreibt die hiesigen Verhältnisse zu damaliger Zeit – bevor es Windschutzhecken und Verregnung gab:

„Beim Eintritt in die Südheide bietet sich ein bestürzendes Bild: Die Bundesstraße, die von Braunschweig nach Celle führt, ist alljährlich im Herbst und Frühjahr fußhoch mit Flugsand überdeckt. Wenn dann der Sandstaub wie ein dichter Nebelschleier bis zum Himmel steht, meinen die Einheimischen ‚Die Heide ist unterwegs‘. Einige Kilometer südlich Ohof liegt der Heidkrug. Kurz hinter diesem Gasthaus biegt die Straße nach Wipshausen ab. Sanddünen von einem Meter und höher ziehen sich längs des Weges, ballen sich in Hügeln auf den Äckern, lassen die Obstbäume fast bis an die Kronen im Sandmeer versinken. Eindrucksvoller als an dieser Straße kann die Gefahr der Winderosion nicht geschildert werden, die hier ein Gebiet von 10.000 bis 15.000 Morgen (= rund 2.500 bis 4.000 Hektar) Land schädigt. Hier wurde durch übertriebene Flurbereinigung (um 1850) die Schutzdecke aus Wald und Heidekraut dem Sandboden genommen, damit er bei Intensivnutzung Spargel und Hackfrucht trage. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein Spargelfeld in 15 Jahren zehn Zentimeter seiner Kulturschicht verloren hat.“



Hoforganist, Musikdirektor, Professor

Heinrich Schrader aus Jerxheim der „Priester alles Schönen“



Musikgeschichtlich ist das Helmstedter Land ein weithin eher unbeschriebenes Blatt. Aber den einen oder anderen Tonkünstler von Rang hat die Gegend doch hervorgebracht, zum Beispiel Professor Heinrich Schrader (*Abb. oben*), führende Persönlichkeit des Braunschweigischen Chorwesens gegen Ende des 19. Jahrhunderts, Schöpfer zahlreicher Lieder und Orgelwerke, zu seiner Zeit eine Berühmtheit, ein echter Star – und heute fast vergessen.

In Jerxheim wurde er 1844 geboren. Eine Karriere bis hin zur Lexikonreife war dem Jungen vom Dorfe sicher nicht in die Wiege gelegt. Doch *die wohlthuende, ländliche Stille, die einfachen Verhältnisse, die freundlichen Eindrücke des Elternhauses, die geheimen Reize des Flachlandes, die er ... mit dem Auge eines Sonntagskinds betrachtete, weckten in dem heranwachsenden Jünglinge die sinnige Lebensanschauung und Begeisterung für alles Schöne, die ... seine Seele ... vor unfruchtbarer Dürre bewahrte*, heißt es blumig in einem zeitgenössischen Artikel.

Der kleine Heinrich fiel jedenfalls früh wegen seiner Musikalität auf. Schrader senior förderte dieses Talent nach Kräften. Er kaufte ein altes Kruse-Pianoforte, auf dem der Sohn fortan ebenso emsig wie begeistert übte. Ab wann er Klavierunterricht erhielt und obendrein die Orgel für sich entdeckte, ist nicht überliefert.

Abbildung oben:
Heinrich Schrader,
Stahlstich 1893.

Abbildung rechte Seite:
Programmzettel des
„Festkonzerts“ der
Euterpe zu Ehren
Heinrich Schraders,
1898.

Das Studium beider Instrumente setzte Heinrich Schrader während seiner Ausbildung am Herzöglichen Lehrerseminar Wolfenbüttel fort, das er seit 1862 besuchte. Musikdirektor Selmar Müller, der Bearbeiter des Neuen Braunschweigischen Ge-

sangbuchs, nahm den begabten Seminaristen unter seine Fittiche und führte ihn zu offenbar schon beachtlichem Können in Tastenspiel und Komposition: Zur Lehrerabschlussprüfung 1865 reichte Schrader eine – wie die biographischen Quellen urteilen – *glänzende* (Orgel-) Phantasie nebst Fuge über den Choral *Wachet auf, ruft uns die Stimme* ein. Das Werk erregte derartiges Aufsehen, dass dem frischgebackenen Pädagogen ein längerer Fortbildungsurlaub bewilligt wurde.

Heinrich Schrader ging nach Berlin an das älteste Konservatorium der Stadt, an dasjenige von Julius Stern. Wenn man bedenkt, dass das Sternsche Institut als die wohl renommierteste, anspruchsvollste private Musikhochschule Deutschlands galt (und ihren Ruf dank Lehrern wie Arnold Schönberg oder Hans Pfitzner und dank Schülern wie Bruno Walter oder Otto Klemperer bis zur Schließung 1936 auch behielt), dann deutet das in der Tat auf besondere musikalische Fähigkeiten des Jerxheimers hin.

Das Fach *Chorleitung* schrieb man bei Julius Stern groß; der Chef des Konservatoriums unterrichtete Schrader sogar höchstpersönlich, wodurch der Grundstein für dessen späteres Wirken gelegt worden sein dürfte. Hinzu kamen vertiefende Studien der Musiktheorie, der Kompositionslehre und des Kontrapunkts, und natürlich vervollkommnete der junge Mann aus dem Braunschweigischen sein Klavier- und Orgelspiel, angeleitet von den Professoren Ehrlich und Schwantzer.

1869 kehrte Schrader als Bürgerschullehrer in die Provinz zurück. Er übernahm, 25-jährig, die

Organistenstelle an der St. Andreas-Kirche zu Braunschweig und wurde wegen seiner nach Einschätzung von Zeitgenossen *wunderbaren Beherrschung der Königin der Instrumente* rasch bekannt. Erst 1873 aber begann seine eigentliche Karriere. Der Männergesangsverein Euterpe suchte einen neuen Dirigenten (*Liedermeister*) und fand ihn in Heinrich Schrader.

Der Verein war 1868 aus einem fidelen Tanz- und Kegelclub besserer Herren entstanden, hatte zunächst hauptsächlich die *echt deutsche Gemüthlichkeit* gepflegt und sich dann schwerpunktmäßig der Kinderinstrumentalmusik (!) zugewandt. Schrader gelang es, die Euterpe zu *den lichten Höhen der Kunst hinaufzuziehen, deren goldenes Leuchten sein Haupt umwob*. Solche Lyrik aus einer Vereinsfestschrift von 1893 will sagen: Der Liedermeister formte aus einem ziemlich desolaten Haufen mit eisernem Fleiß, großem Einfühlungsvermögen und, wenn nötig, harter Hand einen ernsthaften, präzise und ausdrucksstark singenden Chor.

Die öffentlichen Auftritte der Euterpe rissen das Publikum bald zu wahren Begeisterungstürmen hin. Die Sangesbrüder dankten den Erfolg ihrem Dirigenten mit einer geradezu rührenden Anhänglichkeit, mit einem ihm – Schrader

– gewidmeten, vielbeachteten *Festkonzert* (*Abb. unten*) und mit der Ernennung zum Ehrenliedermeister, nachdem der Jerxheimer schließlich 37 Jahre lang den Taktstock des Vereins geführt hatte.

Der erstaunliche Aufschwung der Euterpe unter Heinrich Schrader ließ andere auf den chorgesanglichen Geschmack kommen. 1879 bat der Kirchenvorstand von St. Andreas seinen Organisten, doch eine Gruppe von Sängerinnen und Sängern zwecks akustischer Ausschmückung der Gottesdienste zusammenzustellen und musikalisch zu leiten. Schrader willigte ein, interessierte u. a. einige Euterpe-Herren für das Projekt und hatte bald 24 Männer und Frauen beisammen.

Binnen kurzem machte auch dieser Chor Furore, so dass man 1880 bereits 44 Mitglieder (1890: 217!) zählte und sich entschloss, die Anbindung an St. Andreas zu lösen: Der selbstständige *Schrader'sche a-cappella-Chor* war geboren. Er blieb mehrere Jahrzehnte, was der Name aussagt – ein von Heinrich Schrader in jeder Hinsicht geprägter Klangkörper, dessen Konzerte sich schnell jeweils zu kulturellen „Highlights“ in Braunschweig und der Region auswuchsen.

Wann immer Schrader auf dem Podium stand oder vor den Orgelmanualen saß, kamen die Zuhörerinnen und Zuhörer in hellen Scharen, wie man es heute von Popstars kennt. Bei den Vorstellungen der Euterpe, des a-cappella-Chores, des Braunschweiger Männergesangsvereins (den der 1882 zum Hof- und Domorganisten Berufene ab 1883 bis 1892 ebenfalls dirigierte) oder bei den regelmäßigen Dommusiken war kein Platz frei. Alle wollten Heinrich Schrader sehen und dessen Kompositionen hören.

Insbesondere die Chorsätze aus seiner Feder erfreuten sich größter Beliebtheit, und zwar nicht nur in der Stadt oder im Herzogtum Braunschweig. In ganz Deutschland waren sie populär, waren sie fester Teil der gängigen Chorliteratur und gleichsam ein „Muss“ jeder Gesangsveranstaltung: Schlichte, manchmal sentimentale, manchmal pathetische Strophenlieder im sog. „Volkston“, den

heute mitunter schwer erträglichen Text musikalisch kaum ausdeutend, harmonisch recht einfach gearbeitet, jedoch gut sangbar und voller hübscher, eingängiger Melodien – das traf den allgemeinen Geschmack. Titel wie *Bübchen wollt' sich Kirschen holen*, *Gretel vom See* oder *Schöne Müllerin am Tann* summten die Leute inbrünstig mit, nicht zu vergessen den Hit *Es haben zwei Blümlein geblühet* (Abb. nächste Seite).

Sogar Huldigungsgedichte auf Schrader wurden verfertigt, zum Beispiel dieses:

*Er ist ein Priester alles Schönen,
Das deutschen Sängers Herz bewegt.
Er hat mit seinen Zaubertönen
Uns oft begeistert angeregt...*

*So grüß ich dich, den echten Meister,
Des deutschen Sanges treuen Hort.
So grüß ich dich, der du die Geister
Zum Jubelsturm oft rissdest fort,*

*Dich, der du, deutsch in jeder Ader,
Dem Männersange dich geweiht,
So grüß ich dich, Heinrich Schrader,
In Liebe und in Dankbarkeit! ...*

*Die Becher voll, so ruft begeistert,
Ein Hoch dem Manne schlicht und wahr,
Der deutsche Kunst in Liebe meistert,
Hoch Heinrich Schrader immerdar!*

Mit einem Wort: Schradersche Musik, Schradersche Chöre und Schrader selbst hatten beinahe Kult-Status. Anders lässt sich das nach modernen Maßstäben nicht einordnen. Aber dem Jerxheimer Komponisten und Chorleiter geschähe Unrecht, wollte man ihn darauf reduzieren und ihm substanzlose Effekthascherei unterstellen. Seine Lieder dienten zuvörderst dem Gebrauch im Rahmen der (eigenen) Chorarbeit. Die Musik so zu setzen, dass sie „ankam“ und allen Beteiligten Spaß machte, war Schrader ein bloßes Mittel zum Zweck. Und der Zweck hieß: Möglichst viele Menschen für den Chorgesang gewinnen. In den Zusammenhang gehört, dass Heinrich Schrader sein Leben lang Wohltätigkeitskonzerte ausrichtete und auch ansonsten die Konzerteinnahmen sozialen Einrichtungen spendete.

Eine andere, wichtige Seite seines Wirkens muss erwähnt werden – die nachhaltigen Bemühungen um die Renais-

FESTKONZERT

zu Ehren ihres Niederrheinischen, des Herzoglichen Musik-
direktors, Hof- und Domorganisten

Heinrich Schrader

am Sonnabend, dem 5. November 1898, in „Brünnings Saalbau“.

Leitung: Herr Musikdirektor Heinrich Schrader

Mitwirkende: Frau Emilie Herzog-Welti, königl. Preussische Hof-Opernfängerin
aus Berlin / fräulein Mathilde Wegener, Herzogl. Hof-Schauspielerin von hier
Herr Wilhelm Cronberger, Herzogl. Hof-Opernfänger von hier, Herr Kab. Sietterken,
Herzogl. Hof-Opernfänger von hier / Die Kapelle des Braunschweig. Inf.-Regts. Nr. 92

*

ERSTE ABTHEILUNG

1. Deutsche Hymne, Chor mit Orchester 2. Prolog, Dichtung von Fr. Schaefer 3. a) Es haben zwei Blümlein geliebet b) Walderosenkinder c) Das erste Lied 4. Lieder für Sopran: a) Wieder möcht' ich dir begegnen b) Ein Stündlein wohl vor Tag 5. a) Rothhaarig ist mein Schädelin b) Der Frühling ist herr der Welt c) Mein Schatz ist auf der Wanderschaft d) Nächstgall im Mondenschein 6. Lieder für Bariton: a) Die Stadt am Meer b) Ich habe, bevor der Morgen c) Schifferlied 7. a) Heidenacht b) Die Torr c) Die Waffertrei	d. Schrader
---	-------------

ZWEITE ABTHEILUNG

8. Frühlings Erwachen, Kantate für Männerchor, Sopran solo und Orchester 9. Lieder für Tenor: a) Stillekommernacht b) Du bist mein Lie 10. Schön Ellen, Ballade für Männerchor, Sopran- und Bariton solo und Orchester	Theob. Gouby d. Schrader d. Schrader Mar Bruch
--	---

sance alter, vergessener (Kirchen-) Musik. Schrader, der neben der Hof- und Domorganistentätigkeit seit 1882 am Lehrerseminar der Löwenstadt unterrichtete, sorgte mit dem a-cappella-Chor für die Braunschweiger Premieren z. B. des *Stabat mater* von Palaestrina, der Passionen von Heinrich Schütz, ferner der Reformationskantate *Ein feste Burg ist unser Gott* und der h-moll-Messe von Johann Sebastian Bach.



Abbildung:
Partitur von „Es haben
zwei Blümlein geblühet“
in der Notenhandschrift
Heinrich Schraders.

Die Anregung zur regionalen Uraufführung des letztgenannten Bach-Werkes ging vom Prinzregenten Albrecht höchstselbst aus. Albrecht war ein – wie wir heute sagen würden – treuer Fan Heinrich Schraders und bedachte den *Priester alles Schönen* mit allerhand Ehrungen: 1887 Ernennung zum Herzoglichen Musikdirektor in Würdigung der Verdienste um die *Hebung der geistlichen Musik*, 1901 Verleihung des Professorengrades, nachdem Schrader die Beschaffung einer neuen, monströsen (und von den Nazis wieder entfernten) Domorgel durchgesetzt hatte, und schließlich, 1904, Auszeichnung

mit dem Ritterkreuz zum Orden *Heinrichs des Löwen* nebst silbernem Lorbeerkranz im Rahmen eines denkwürdigen Festkonzerts in St. Blasius. Hinzu kamen Ehrenmitgliedschaften und Liedermeistertitel honoris causa in etlichen Gesangsvereinen Norddeutschlands – auch sie ein Ausdruck allgemeiner Wertschätzung.

Heinrich Schrader trat als Seminarlehrer 1904 in den Ruhestand, erfüllte aber seine aufreibenden Verpflichtungen im Musikleben Braunschweigs trotz mancher schweren Krankheit fast bis zuletzt. Er starb 1911 an einem Herzleiden. Mehrspaltige Nachrufe in der Lokal- und der auswärtigen Presse zeugen von echter Betroffenheit und Trauer.

Seine Beerdigung geriet zum Medienereignis. Die Zeitungen berichteten über die Zeremonie bis ins kleinste Detail. Trotzdem war Heinrich Schrader schon nach dem ersten Weltkrieg der breiten Öffentlichkeit kein Begriff mehr. Seine Vokalwerke kamen aus der Mode, und seine übrigen Kompositionen stießen nur noch auf bescheidenes Interesse. Immerhin benannte die Stadt Braunschweig 1928 einen (mittlerweile überbauten) Weg nach ihm. Eine Straße in Jerxheim trägt hingegen bis heute den Namen des einst berühmten Sohnes der Gemeinde.

Was ist außer dieser Straße von Heinrich Schrader geblieben? Geblieben ist das Bild eines bienenfleißigen, engagierten Mannes, der Musiker war durch und durch, der über den eigenen Erfolg soziale Verantwortung nicht vergaß. Und geblieben ist sein Verdienst, den Chorgesang im Braunschweigischen ein gutes Stück vorangebracht und bei der Wiederentdeckung alter Meister entscheidend mitgeholfen zu haben. Mögen uns seine (nur aus der Zeit heraus verständlichen) Lieder heute auch wenig bis gar nichts mehr sagen – Heinrich Schraders Lebenswerk verdient Achtung und Beachtung.

Quellen:

Wilhelm Börker, Heinrich Schrader, in: *Die Sängerkirche*, 1893, S. 461 ff; Ders., *Zur Feier des 25jährigen Bestehens der Euterpe zu Braunschweig*, 1893; o. V., *Heinrich Schrader* †, in: *Braunschweiger Allgemeiner Anzeiger*, 31.07.1911, und 1. Beilage der „Neueste Nachrichten“ Braunschweig, 01.08.1911; Gotthard Schmidtke, *Musikalisches Niedersachsen*, o. J. (ca. 1963), S. 56; Ernst Stier, *Die Pflege der Kirchenmusik in der Stadt Braunschweig*, in: *Neue Zeitschrift für Musik*, 1895, S. 273 ff; Ders., *Professor Heinrich Schrader* †, in: *Braunschweigische Landeszeitung*, 31.07.1911; Franz Wulfstich, *Euterpe Braunschweig 1868 – 1928*, o. J.; Janos Frekot, „Det is keene Musik für mich“. *Neue Musik im wilhelminischen Berlin*, in: *Berlinische Galerie e. V. (Hg.)*, Berlin um 1900, Katalog 1984, S. 285 ff.

Die Schnatterente als Brutvogel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Die Schnatterente wurde wegen ihrer mittleren Größe früher auch „Mittelente“ genannt. Sie ist weit verbreitet, aber selten, brütet vorwiegend auf stark bewachsenen flachen Binnengewässern. Sie ist scheu und fliegt bei Störung weit weg. Das Brutgebiet reicht von Island im Westen und großen Teilen Großbritanniens bis nach Südkandinavien und Mitteleuropa.

Der große weiße Flügelspiegel ist markant und ist auch beim sitzenden Vogel sichtbar, beim Weibchen ist der weiße Spiegel etwas kleiner. Das Männchen ist unauffällig grau, im Wasser ist vor allem das schwarze Hinterende kennzeichnend.

Die Schnatterente ist ein unregelmäßiger und seltener Brutvogel im Braunschweiger Hügelland. Im Naturschutzgebiet und Europareservat Riddagshäuser Teiche hat sie gebrütet. Auch auf den Braunschweiger Rieselfeldern brütete sie mit einem Paar. Einzelne Schnatterenten konnten bereits Ende Februar beobachtet werden. Die bereits verpaarten Enten sind im März und April zu sehen.

In den vergangenen Jahren konnte man im April und Mai mehrere Paare der Schnatterente auf den Wasserflächen des Schöppenstedter Wasservogelreservates beobachten; zu einer Brut kam es jedoch nicht.

Im Jahre 2003 jedoch hielten sich im April und Mai gleich 3 Brutpaare auf. Die Enten balzten ausgiebig, so dass mit einem Brüten gerechnet werden konnte. Und tatsächlich konnte Harald Spitzner aus Braunschweig Anfang Juli ein Schnatterenten-Weibchen mit 4 Jungen feststellen. Einige Tage später beobachtete ich das gleiche Weibchen mit jetzt nur noch 3 Jungen. Damit wurde in diesem Jahr die erste Brut der Schnatterente im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche nachgewiesen.

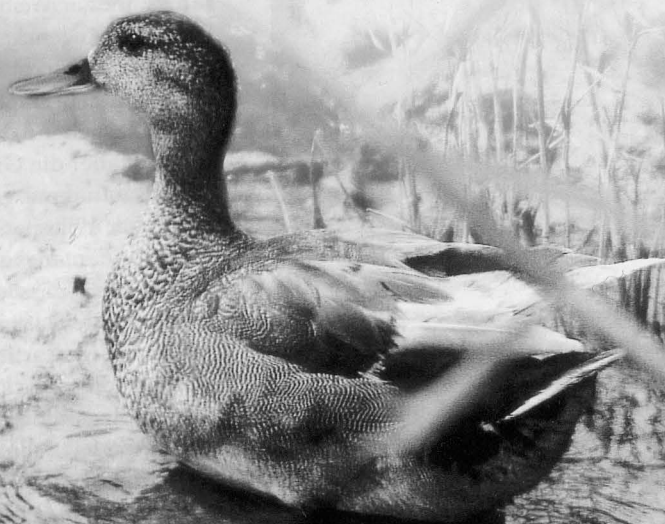
Die Schnatterente brütete im 12,5 ha großen Wasservogelreservat mit seinen ausgedehnten Röhrlichtzonen innerhalb eines ausgedehnten Schlamm- und Feuchtrachegebietes. Das Nest der Schnatterente befindet sich meist am Wasser. Das Nest wird in krautiger, dichter Vegetation (Brennnesselgebüsch) in Wieden- oder Erlengebüsch und in ho-

hen Grasbeständen gebaut. Das Nest selbst wird ausschließlich auf trockener Unterlage gebaut. Die Entfernung zum Wasser beträgt wenige Meter.

Die Schnatterente ernährt sich vorzugsweise gründelnd von Blättern der Wasserpflanzen, nimmt aber auch Samen auf. Mit den Pflanzen werden die anhaftenden Insektenlarven, Schnecken und Mollusken aufgenommen. Sie erbeutet auch Käfer und Wasserwanzen, Algen und Wassermilben.

Im Herbst, spätestens im September, verlassen uns die bei uns anzutreffenden Schnatterenten. Ein großer Teil überwintert bereits im Mittelmeergebiet. Ein anderer Teil zieht nach Zentralasien. Große Überwinterungsgebiete befinden sich auch in der Türkei. Während meiner zahlreichen naturkundlichen Reisen in die Türkei habe im Süden der Türkei im Göksu-Delta weit über 300 überwinternde Schnatterenten beobachten können. Ein einmalig schönes Naturerlebnis.

Abbildung: Schnatterenten-Erpel.



„Der Mann, der die Steine zum Reden brachte“¹

Alfred Tode

Alfred Tode (1900-1996)

Text von Uwe Lammers M. A.

Man nannte ihn den Mann, der die Steine zum Reden brachte. Dr. Alfred Tode, der am 4. Mai 1996 im hohen Alter von 95 Jahren starb, erwarb sich als langjähriger Leiter des Braunschweigischen Landesmuseums und Veteran der Vor- und Frühgeschichtsforschung im norddeutschen Raum unbestreitbare Verdienste.

Weniger bekannt ist hingegen, wie er als gebürtiger Lübecker² nach Braunschweig verschlagen

Wolfenbüttel wird dieses Rätsel gelöst und wirft zudem ein erhellendes Licht auf die Ereignisse, die dazu führten, dass er als junger und hoffnungsvoller Wissenschaftler aufgrund der Parteiräson überraschend vor dem Nichts stand.

Alfred Tode, als Sohn des Postinspektors Emil Tode und seiner Frau Anna (geb. Brodersen) in Lübeck am 11. August 1900 geboren, besucht von 1909 bis 1918 das Johanneum der Hansestadt und legt schließlich am 13. Juni 1918, mitten in den Schlusswirren des Ersten Weltkriegs, das Abitur ab. Nach einem kurzen Wehrdienst als Musketier vom Juni 1918 bis zum Januar 1919 schlägt er ein Hochschulstudium ein, das ihn nun so gar nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten lässt.

Den jungen Tode zieht es zur Frühgeschichte hin, zu den Steinen, die er dereinst zum Reden bringen soll. Noch 1919 beginnt er in Kiel mit dem Studium der Geologie, Geographie, Vorgeschichte, Archäologie und Alten Geschichte, das er 1922 schließlich in Berlin mit derselben Fächerwahl beendet.⁴ Während er jedoch noch im gleichen Jahr, kurz vor Weihnachten, sein Rigorosum hinter sich bringen kann, folgt die eigentliche Promotion zum Dr. phil. Der Früh- und Vorgeschichte erst im Februar 1930.

Ausschlaggebend dafür sind viele Gründe, hauptsächlich aber die Gründung der Archäologischen Landesaufnahme von Schleswig-Holstein, die er im Januar 1923 persönlich ins Leben ruft und deren Arbeit anfangs ausschließlich auf seinen Schultern lastet. Finanziert wird diese Institution von den Landkreisen in Schleswig-Holstein⁵, die ihn mit diversen Kartierungsaufgaben betrauen. Im Rahmen dieser Exkursionen entsteht das bis heute grundlegende Archiv, „ein Material“, so Tode im Juni 1945 in der Anlage 1 zu seinen Entnazifizierungsbogen „wie es andere Provinzen und Länder noch nicht heute besitzen“.

Überraschend lernt er hier, ebenfalls 1923, bei einer Ausgrabung im brandenburgischen



Abbildung linke Seite:

Alfred Tode (Foto:
Universitätsbibliothek der
TU Braunschweig,
Sign. J I T:15)

Abbildung rechte Seite:

Alfred Tode (links)
während der Ausgrabung
des altsteinzeitlichen
Jägerlagers in Salzgitter-
Lebenstedt. (aus dem Buch
„Mammutjäger vor
100.000 Jahren“)

wurde. Wer sich mit Todes eigener Vorgeschichte beschäftigt, dem wird dies um so schleierhafter erscheinen: noch heute wird schließlich sehr anerkennend erwähnt, dass er es war, der als Gründer und Leiter der Archäologischen Landesaufnahme Schleswig-Holsteins ein „wissenschaftlich in vielen Gutachten anerkanntes Karten-, Bild- und Kartothekmaterial über die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins“³ zusammentrug.

Nach Einsichtnahme in die Entnazifizierungsakte Todes im niedersächsischen Staatsarchiv in

Dahlhausen die 17-jährige Tochter des dortigen Pfarrers kennen, die er zwei Jahre später heiratet.⁶ Da bereits 1926 der erste Nachwuchs in's Haus steht und 1929 der zweite Sohn Joachim folgt, lässt sich leicht ausmalen, woran die Arbeiten an Tode's Promotion scheiterten. Es ist nun einmal alles andere als leicht, wissenschaftlich tätig zu sein, an seiner Promotion zu basteln und zugleich noch eine Familie mit zwei kleinen Kindern zu ernähren. Tode setzt Prioritäten und sieht zu, dass er Geld verdient.

Hinzu kommen die unsicheren politischen Umstände in der Weimarer Republik. Die Nationalsozialisten gewinnen immer stärker an Einfluss, und dies gilt ebenso für das Feld der Wissenschaft, ganz besonders für die Früh- und Vorgeschichte. Denn hier wuchert der Germanenkult in extremer Weise. Parteigenossen durchsetzen die Institutionen und Neider wachsen für Alfred Tode heran, die seine Kreise zu stören beginnen. Er schreibt dies 1945 folgendermaßen:

„Ich hatte schon 1932 durch einen charakterlich minderwertigen Zeichner (damals schon Mitglied der NSDAP und SA-Mann), den ich entlassen hatte, Schwierigkeiten, weil er nach der Entlassung trotz Warnung bei meinem schärfsten Widersacher... Professor Dr. Schwantes, am Staatlichen Vorgeschichts-Museum in Kiel eingestellt wurde und dort gegen mich intrigierte.“

Dies zieht weitere Kreise, wie er berichtet: *„In dieser Stellung bekam er außerdem enge Beziehungen zu jungen Fachprähistorikern, die teilweise ebenfalls früher bei mir gearbeitet hatten und sämtlich noch keine eigentliche Stellung besaßen. Auch sie waren sämtlich alte Parteigenossen...“*

Einige von ihnen arbeiten in NSDAP-Organisationen wie dem *„Kampfbund für Deutsche Kultur“*, andere steigen später in der SS auf und einer bringt es gar nachher zum Führer des SS-Ahnenerbes in Berlin. Kurzum: Tode macht sich durch seine Qualifikation mächtige Feinde, und dies führt nach seinen Worten im Frühjahr 1933 zu einem *„gemeinen Kesseltreiben gegen mich und meine Arbeit (Denunziation, Beleidigung und Verleumdung, Schritte beim Gauleiter und Oberpräsidenten sowie bei den neu ernannten Provinzialstellen.“*

Die äußerst unangenehme Folge ist ein anderthalbjähriger Beleidigungsprozeß zwischen Professor Dr. Schwantes und ihm. Der Gauleiter und Oberpräsident Lohse in Kiel entscheidet schließlich, *„dass die Archäologische Landesaufnahme als ‚privates‘ wissenschaftliches Institut aufgelöst und von einer ‚staatlichen Stelle‘ fortgeführt werden“* müsse *„und dass ich in Anbetracht meiner gerichtlichen Prozesse mit dem Leiter des infragekommenden staatlichen Instituts (Staatliches Vorgeschichtsmuseum in Kiel) innerhalb dieses Institutes natürlich nicht weiter arbeiten könnte, sondern mir eine andere Tätigkeit suchen müsste. Meine sämtlichen Verträge mit den Kreisverwaltungen wurden kurzerhand ‚aufgehoben‘...“*

Das heißt: nach 11 Jahren harter Arbeit steht Tode kurzerhand vor dem Nichts. Doch das wäre zwar verbitternd, aber nicht wirklich existenzbedrohend. Schlimmer jedoch ist, dass Tode seine Weiterbeschäftigung im frühgeschichtlichen Sektor durch diesen Prozeß und wegen der erwähnten Rivalen, die ihn nun auf infame Weise ausmanövriert haben, nahezu unmöglich geworden ist.



Tode schlägt sich mehr schlecht als recht mit geringem Einkommen durch, das ihm durch Aufsätze und die in vier Teilen erscheinende Publikation über die *„Urgeschichte von Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck“* (1933-1936) zufließt. Forschungsaufträge der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft geben ihm kurzfristige Perspektiven, doch ein adäquater Ersatz für seine verlorengegangene Stellung ist nach wie vor nicht in Sicht. Seine eigenen Worte, die noch 1945 bitter klingen, belegen das: *„Völlig ohne Verdienst versuchte ich zunächst mit Forschungsstipendien der Notgemeinschaft... meine wissenschaftlichen Arbeiten in Kiel fortzusetzen. Es erschien eine Veröffentlichung über die jüngere Steinzeit in Schleswig-Holstein sowie die ersten Lieferungen meines Buches ‚Urgeschichte von Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck‘, das dann aber doch ins Stocken geriet, da meine wirtschaftliche Lage immer unerträglicher wurde... Schließlich musste ich mit Rücksicht auf meine Familie mich um eine andere Existenz bemühen...“* Auch die Tatsache, dass er sich inzwischen Dr. phil. nennen darf, nützt ihm dabei wenig. Akademische Titel kann man bekanntlich nicht essen. Seine Bekanntheit hilft ihm allerdings, Schulungskurse abhalten zu können und auch im Schulfunk tätig zu werden.⁷

Die Wende kommt im Oktober 1936 in Ulm. Alfred Tode hat sich als Redner auf der Tagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte angemeldet und spricht über „Vorgeschichte und Schulfunk“. Einer seiner interessierten Zuhörer heißt Dietrich Klagges, der Ministerpräsident des kleinen norddeutschen Landes Braunschweig und begeisterter Anhänger der Vorgeschichte. Ihm imponiert die Vielseitigkeit des Lübeckers offenbar sehr und er fordert Tode auf, zu einer Rücksprache wegen Berufung nach Braunschweig bei ihm vorstellig zu werden.

Anfang 1937 beruft Klagges Alfred Tode nach Braunschweig. Hier soll er zunächst als Landesarchäologe die Stelle des überraschend verstor-

benen Professor Dr. Hermann Hofmeister übernehmen. Rasch avanciert Tode aufgrund seiner Vielseitigkeit allerdings auch zum Leiter des hiesigen Landesmuseums. Daneben wird ihm die Aufgabe übertragen, ein neues Vorgeschichtsmuseum zu errichten, das „Haus der Vorzeit“.⁸ Außerdem betraut man Tode zusätzlich mit dem Erteilen „der notwendigen Kurse in Vorgeschichte“ im Rahmen der Lehrerbildung an der TH und der BRH.

Laut seiner Auskunft nach Kriegsende gründete diese Entwicklung im wesentlichen daran, dass er „am wenigsten einseitig NUR auf Landesforschung oder NUR auf

Lehrerbildung oder NUR museale Aufgaben festgelegt war wie die meisten meiner Fachkollegen.“

Gerade wegen seiner Vielseitigkeit und der strikt durchgehaltenen Linie der Wissenschaftlichkeit aber kollidiert Tode mit Ministerpräsident Klagges. Er hat immer wieder „sachliche Differenzen“ mit ihm, weil er seine „fachlich-wissenschaftliche Erkenntnis nicht zu Gunsten von politischen Thesen verbiegen lassen wollte.“

Auf fast amüsante Weise führt er Details dieser Differenzen vor und lässt den heutigen Wissenschaftler bei der Lektüre seiner Begründungsschrift schmunzeln: „Typische Gegenstände der Auseinandersetzungen, bei denen ich mit wissenschaftlichen Beweisen meinen Standpunkt durchzusetzen versuchte, waren z. B. die **Größe der germanischen Häuser**, die ich wissenschaftlich nicht größer verantworten konnte, als sie im Museum (Haus der Vorzeit) dargestellt waren; die **Kleinheit der Räume** in den Häusern, die sich aus den ausgegrabenen Grundrissen ergibt; die angeblich **zu niedrigen Türen**, die aber in diesen Maßen immer wie-

*der bei Ausgrabungen angetroffen sind und noch heute bei alten Bauernhäusern so niedrig vorkommen; das angeblich **zu roh behauene Balkenwerk** (der Bauer schält aber auch heute noch möglichst nur die Rinde der Balken, hat aber bestimmt in vorgeschichtlicher Zeit keine vierkantig-geraden Balken im Hausbau verwendet); die **„schäbigen“ Lehmwände**, die ich leider nicht ändern konnte, da sie so nachgewiesen sind...“*

Aufgrund dieser Auseinandersetzungen muss Tode die Feststellung machen, dass die Gratwanderung, die er in Lübeck hinter sich gelassen zu haben glaubte, ihn auch in Braunschweig weiter verfolgt. Wohl nur dem Umstand, dass die nachgeordneten Angestellten der Museen fachlich weniger kompetent sind, hat er es zu verdanken, dass Klagges ihn nicht seines Postens enthebt.

Dafür verweigert der Ministerpräsident von Braunschweig Tode trotz anders lautenden Versprechen den Beamtenstatus und belässt ihn die ganzen 8 Jahre seiner Tätigkeit in Braunschweig im Status eines angestellten, während eine Reihe Kollegen, die weniger Dienstjahre aufzuweisen haben, deutlich rascher befördert werden, was dezidiert mit der Parteizugehörigkeit und Linientreue zu tun hat. Tode nennt hier seine direkten Kollegen Dr. Dürkop, Dr. Hardung, Dr. Köster und Dr. Flechsig.

Erst nach Kriegsende kommt es zur restlosen Anerkennung seiner Fähigkeiten und Verdienste. Er wird im Entnazifizierungsverfahren im Gegensatz vieler Kollegen in Kategorie V, das heißt „entlastet“, eingestuft und steigt schließlich zum Leiter des Braunschweigischen Landesmuseums auf.

Berühmt wird Tode im niedersächsischen Raum schließlich ab 1952 durch seine Ausgrabung des sensationellen steinzeitlichen Mammutjägerlagers bei Salzgitter-Lebenstedt, die er nachher in seinem Buch „Mammutjäger vor 100000 Jahren“ dokumentiert.

Indes kann der oben dargestellte Abriss seines Lebens bis 1945 nur den ersten Schritt einer biografischen Aufarbeitung des Lebens von Alfred Tode dar, eine Aufarbeitung, die zweifelsohne ein sehr interessantes und aufregendes Projekt zu werden verspricht.

Anmerkungen

¹ Vgl. Braunschweiger Zeitung, 9. August 1980

² Vgl. Personalakte Alfred Tode, Universitätsarchiv Braunschweig, Signatur B 7 T: 6. Die folgenden biografischen Daten stammen, wenn nicht anders angegeben, aus dieser Akte.

³ Vgl. Entnazifizierungsakte Alfred Tode, NstA WF, Sign. 3 Nds 92/1, Nr. 16492 (künftig E-Akte Tode, NstA WF). Alle Kommentare über Differenzen während der NS-Zeit entstammen dieser Akte.

⁴ Vgl. Catalogus Professorum, Braunschweig 1991

⁵ Vgl. E-Akte Tode, NstA WF

⁶ Vgl. Braunschweiger Zeitung, 11. August 1990

⁷ Vgl. E-Akte Tode, NstA WF, Catalogus Professorum, a. a. O.

⁸ Ebd. Und Personalakte Herbert Tangermann, NstA WF, Sign. 12 A Neu 13, Nr. 24858. In dieser Akte gibt Tode einen Report über den Zustand des „Hauses der Vorzeit“ zum 10. März 1943.

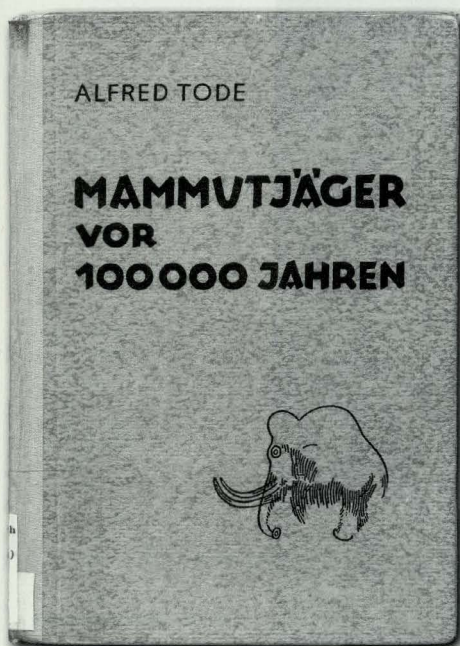


Abbildung:

Das Buch „Mammutjäger vor 100.000 Jahren“ von Alfred Tode



Text und Foto von Dr. Bernd Loibl

20 Jahre Planetarium Wolfsburg

Im Jahre 1978 schenkte die Volkswagen AG der Stadt Wolfsburg zum 40. Stadtjubiläum den Planetariumsprojektor „Spacemaster“, hergestellt von der Firma Carl Zeiss in Jena. Dies gab den Anstoß zum Bau des Wolfsburger Planetariums, als Symbol der Verbundenheit zwischen der Stadt und dem Volkswagenwerk. Nach Planungs- und Bauphase wurde am 1. Dezember 1983 Wolfsburgs „Himmel auf Erden“ in einem architektonisch gelungenen Kuppelgebäude eröffnet.

Wegen der überregionalen Bedeutung dieser Einrichtung wurde zum Betrieb eine GmbH gegründet, in der neben der Stadt Wolfsburg sich auch die Stadt Braunschweig und die Landkreise Gifhorn, Helmstedt und Peine eingefunden haben.

Schön gelegen, am Fuße des Klieversberges befindet sich das Planetarium gemeinsam mit Theater, CongressPark und Kunstmuseum inmitten der „Kulturmeile“ der Stadt. Schon bald wurde es zu einem attraktiven Anziehungspunkt für Besucher aus nah und fern.

20 Jahre Planetarium Wolfsburg: das sind fast eine Million Besucher und 12 000 Vorstellungen, bewältigt von einem Team aus drei Personen.

Die einzigartige Sonderstellung unseres Heimatplaneten im Weltall den Menschen bewusst zu machen, zählt sicher zu den Hauptaufgaben, die einem Pla-

netarium gestellt werden. Oftmals genügt dazu schon der überwältigende Eindruck des funkelnden Sternenhimmels an der Planetariumskuppel. Aber die Möglichkeiten die ein Planetarium bietet, sind damit bei weitem nicht ausgeschöpft, denn alle Himmelsobjekte, die in der Natur mit bloßem Auge zu beobachten sind, findet man am Planetariumshimmel wieder, wie z.B. Sonne, Mond, Planeten, Kometen und Sternschnuppen. Die komplizierten Bewegungen der Himmelskörper können naturgetreu, aber auch zeitlich gerafft, simuliert werden.

Die Programmpalette des Wolfsburger Planetariums ist vielseitig und für alle Altersgruppen gibt es die verschiedensten Angebote. Da sind zunächst die öffentlichen Vorführungen, die zu festen Zeiten stattfinden und sich inhaltlich und gestalterisch abwechslungsreich präsentieren. Darüber hinaus gibt es spezielle Kinderprogramme für die kleinsten Besucher, es gibt Ferienvorführungen, Kurse und Seniorenprogramme. In Abendvorträgen berichten namhafte Wissenschaftler über den Stand ihrer Forschungsprojekte in Astronomie und Raumfahrt.

In den Vormittagsstunden bevölkern Schüler aller Schulformen und auch Kindergartenkinder das Haus. Für sie werden individuelle Programme angeboten, die bildend und unterhaltend zugleich sind, denn eine Planetariumsvorführung ist immer eine sehr anschau-

liche und zugleich emotional wirkende Form der Wissensvermittlung.

Besonders großer Beliebtheit erfreuen sich auch die kulturellen Veranstaltungen. Schon 1984 hat das Wolfsburger Planetarium als erstes in Deutschland damit begonnen, Poesie, Musik, Sterne und optische Impressionen zu verschmelzen und somit Kultur in einem einzigartigen visuellen Rahmen darzubieten. Mit diesem interessanten Konzept wurde das Wolfsburger Haus zu Gastspielen in fast allen großen deutschen Planetarien eingeladen.

In den 20 Jahren seines Bestehens hat sich das Wolfsburger Planetarium in der deutschen Planetariumslandschaft einen guten Ruf erworben. Sein Leiter wurde für eine Amtszeit mit dem Vorsitz des Rates Deutscher Planetarien betraut und das in Wolfsburg produzierte Programm „Der Tag an dem die Saurier starben“ lief in mehreren Großplanetarien und wurde zur meistgesehenen deutschen Planetariumsproduktion.

Die Mitarbeiter des Hauses sehen darin nicht allein eine Bestätigung ihrer Arbeit, sondern sind auch stolz darauf, am Image der Stadt Wolfsburg und der gesamten südostniedersächsischen Region in positivem Sinne mitgewirkt und transparent gemacht zu haben, dass auch in einer industriell geprägten Stadt sehenswerte Bildung und Kultur geschaffen wird, die auch überregional anziehend wirkt.



Die Schlacht bei Quatrebras

Das letzte Gefecht des »Schwarzen Herzogs«

Zu Beginn des Wiener Kongresses glaubte ganz Europa, Napoleon wäre endgültig geschlagen und seine Macht damit vollkommen gebrochen. Im März 1815 aber, der Kongress tagte noch immer, trafen Nachrichten über die Landung Napoleons in Frankreich und die Wiedererrichtung seiner Herrschaft in Wien ein und zwangen die Siegermächte, endlich einen Kompromiss einzugehen. Am 8. Juni 1815 wurde die Deutsche Bundesakte und am 9. Juni 1815 die Schlussakte des Wiener Kongresses unterzeichnet. Auch der braunschweigische Herzog Friedrich Wilhelm (1771-1815) hatte anfangs am Wiener Kongress teilgenommen, war aber, vermutlich aus Enttäuschung über die für sein Herzogtum ausbleibenden Entschädigungen, bereits im November 1814 aus Wien abgereist und über Oels nach Braunschweig zurückgekehrt. Napoleon war bereits am ersten März 1815 aus Elba kommend an der französischen Küste gelandet. Die gegen ihn geschickten Truppen gingen mit ihren führenden Offizieren, darunter Marschall

Ney, zu ihm über. Schon am 20. März zog er in den Palast der Tuileries ein. Am 1. Juni wurde auf dem Marsfeld bei Paris die Wiederherstellung von Napoleons Kaisertum proklamiert. Bis Juni 1815 hatte er eine Truppe von über 217.000 Mann zur Verfügung. Diese Vorgänge wurden von den Alliierten mit größtem Argwohn betrachtet. Ab Mitte März wurde mit der allgemeinen Mobilmachung der Verbündeten gegen Napoleon begonnen. Auch Herzog Friedrich Wilhelm unterstützte den geplanten Feldzug gegen Napoleon und schloss sich mit den braunschweigischen Truppen den britisch-alliierten Truppen unter dem Kommando des Herzogs von Wellington an. Am 17. April 1815 setzte sich die erste Kolonne von Braunschweig aus in Bewegung, die übrigen folgten allmählich nach. Der Herzog verließ seine Residenzstadt am 8. Mai und traf am 11. Mai bei Wellington in Brüssel ein. Die braunschweigischen Truppen waren bis zum 22. Mai vollzählig in Belgien eingetroffen und wurden

von Friedrich Wilhelm dem Herzog von Wellington präsentiert. Es waren zumeist junge Soldaten, die zum ersten Mal in den Krieg zogen. Die nun von Wellington zu befehligende Armee bestand aus etwa 106.000 Mann, darunter 14.500 Reitern mit über 200 Geschützen, der englische Anteil betrug circa 36.000 Mann, die übrigen Truppen kamen aus Hannover, Nassau, den Niederlanden, Belgien und eben auch aus Braunschweig. Die britisch-alliierte Armee war also ziemlich bunt gemischt.

Die Armee Napoleons war zu Beginn des Monats Juni kampfbereit; einen Monat früher als die Alliierten angenommen hatten. Am 12. Juni verließ Napoleon Paris und traf am 13. Juni bei seiner Armee an der belgischen Grenze ein.

Am 15. Juni, morgens um vier Uhr, eröffnete Napoleon seinen letzten großen Feldzug. Der erste Angriff sollte auf den Punkt der preußischen Aufstellung geführt werden, an dem sich die Preußen mit den englischen Truppen vereinen

wollten. Napoleon beabsichtigte, den rechten Flügel der preußischen Armee zu schlagen und diese von Wellington abdrängen. Das preußische I. Korps, das diesem Angriff am nächsten stand, musste am Abend des 14. Juni seinen Stützpunkt Charleroi aufgeben. Damit hatte Napoleon den vorgesehenen Vereinigungspunkt von Blücher und Wellington besetzt. Noch in der Nacht vom 14. auf den 15. Juni wurde die Zusammenziehung der preußischen Armee bei Ligny befohlen. Das IV. Korps folgte dieser Weisung nicht sofort und konnte sich dadurch am folgenden Tag nicht mit den übrigen Korps treffen. Auch der Herzog von Wellington konnte seine Truppen erst verspätet auf den Marsch nach Nivelles und Quatrebras schicken. In Quatrebras traf er dann auch den braunschweigischen Herzog, dessen Truppen sich in Genappe, etwas nördlich von Quatrebras, versammelt hatten. Die Braunschweiger waren, vom langen Marschieren und von der aufkommenden Hitze sehr müde und erschöpft, um die Mittagszeit am 16. Juni in Genappe angekommen. Daher wurde Halt gemacht und die Pferde getränkt; es trafen auch noch ein weiteres Bataillon sowie die Ulanen ein. Auch der Herzog, der inzwischen aus Quatrebras kommend sein Hauptquartier erreicht hatte, gönnte sich eine kurze Pause.

Während dieser Zeit begann das Vorrücken der französischen Armee. Um 14 Uhr traf Wellingtons Befehl zum Marsch nach Quatrebras ein, gegen 15 Uhr erreichten die braunschweigischen Truppen, allerdings ohne das erste und dritte Bataillon und ohne Artillerie, den Ort der bereits heftig tobenden Schlacht. Den Angriff der Franzosen führte Ney, der seine Truppen im Bereich der Höhen von Gémioncourt konzentriert hatte. Um ein weiteres Vordringen Neys gegen die Stellungen der britischen Truppen zu verhindern, forderte Wellington den Herzog Friedrich Wilhelm auf, gegen die feindlichen Stellungen in Gémioncourt vorzugehen. Dies geschah, aber das Vordringen der braunschweigischen Truppen blieb von Ney nicht unbemerkt. Er ließ sofort angreifen, was dazu führte, dass das Braunschweiger Husarenregiment, das völlig ohne Deckung durch die Artillerie war, große Verluste erlitt. Sowohl der Kommandeur, Major von Cramm, als auch sein Stellvertreter, von Pawel, wurden tödlich verwundet. Herzog Friedrich Wilhelm nahm am Gefecht teil, und nachdem er die

Nachricht von Tod Cramms erfahren hatte, ritt er zu den Husaren und übernahm teilweise selbst das Kommando über die Schwadronen. Sein Verhalten führte zu großer Unruhe innerhalb des Kreises seiner Stabsoffiziere, die um sein Leben fürchten.

Die weitgehend unerfahrenen braunschweigischen Truppen allerdings wurden durch das Beispiel Friedrich Wilhelm ermutigt, die Stellungen auch unter größten Schwierigkeiten zu halten, was ihnen für etwa eine Stunde gelang. Danach wurde das Fehlen der Artillerie zu einem ernstesten Problem. Friedrich Wilhelm forderte Geschütze von Wellington, vier leichte Geschütze wurden daraufhin den Braunschweigern zur Verfügung gestellt. Nun aber verstärkten die Franzosen ihren Angriff, zwei der gerade eingesetzten Geschütze wurden zerschossen, wobei mehrere Pferde getötet wurden. Die Franzosen stießen weit in die feindlichen Stellungen ein, worauf Herzog Friedrich Wilhelm seinen Husaren den Rückzug nach Quatrebras befahl. Er selbst versuchte, mit den Ulanen gegen die Franzosen vorzugehen, wurde aber durch das heftige Gewehrfeuer der Feinde ebenfalls zum Rückzug gezwungen. Das Ziel Friedrich Wilhelms war es, Quatrebras unter allen Umständen zu verteidigen. Inmitten des nun folgenden heftigen Gefechts kam es innerhalb der im Krieg unerfahrenen braunschweigischen Truppen zu Verwirrungen und ungeordneten Aktionen. Friedrich Wilhelm gelang es, die Ordnung wiederherzustellen. Gegen 17 Uhr, als er gerade im Begriff war, zu seinem Leibbataillon zurückzukehren, traf ihn ein Schuß, der vermutlich von einem französischen Brigadier abgegeben worden war. Friedrich Wilhelm fiel, von einer Kugel tödlich getroffen, vom Pferd. Bedingt durch den dichten Pulverdampf und den allgemeinen Tumult auf dem Schlachtfeld blieb sein Sturz zunächst unbemerkt, bis schließlich ein Mitglied seines Leibbataillon, Korporal Külbel den Schwerverletzten unter großen Anstrengungen barg, so dass er nicht in die Hände der Feinde fiel. Der Herzog wurde von ihm und zwei weiteren Soldaten aus der Schusslinie gebracht und notdürftig versorgt. Der Herzog erwachte noch einmal aus seiner Ohnmacht und fragte nach dem Stand der Schlacht und besonders nach Major Olfermann, verlor dann aber wieder das Bewusstsein. Kurz darauf verstarb er. Der Stabsarzt Dr. Pockels untersuchte die

Wunde und erklärte den Herzog für tot. Eine Musketenkugel hatte das rechte Handgelenk zertrümmert und drang auf der rechten Seite in den Unterleib hinein- und auf der linken Seite oberhalb wieder heraus. Die Kugel hatte das Zwerchfell, Leber und Lunge durchbohrt. Zu diesem Zeitpunkt war die Schlacht noch nicht beendet. Napoleon hatte sein Ziel, die Vereinigung der englischen und preußischen Truppen zu verhindern dank des Vorgehens Neys erreicht, die eigentliche Schlacht bei Quatrebras hatte jedoch weder eindeutige Sieger noch Verlierer. Wellington verlor etwa 4.500 Mann, darunter 829 Braunschweiger, die Franzosen schätzten ihre Verluste ebenfalls auf circa 4.000 Kämpfer.

Der Leichnam des Herzogs wurde in seinen Reisewagen gelegt und traf, begleitet von einem Offizier des Leibbataillons, Major von Grone, am 17. Juni um vier Uhr früh in Laeken ein. Da hier aber ein Angriff der französischen Truppen befürchtet wurde, brachte man den Toten aus Sicherheitsgründen nach Antwerpen gebracht. Dort wurde der Tote in einen verbleiten Sarg gebettet und nach Braunschweig überführt. Ein Gemälde des Antwerpener Künstlers M.J. van Bree zeigt Herzog Friedrich Wilhelm auf dem Totenbett; diese Darstellung ist in der Dauerausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums zu sehen.

Die feierliche Bestattung Friedrich Wilhelms fand in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1815 statt. Acht Pferde zogen den Leichenwagen. Ihm folgten die beiden Söhne des Herzogs, die Prinzen Karl und Wilhelm. Sie wurden begleitet von ihrem Onkel, Herzog August sowie dem Herzog von Cambridge. Diesen folgte der gesamte Hofstaat sowie ausgewählte Gruppierungen aus der Bevölkerung. Am Dom angekommen, begleitete das Schützenkorps den toten Herzog zum Trauergottesdienst in das Gotteshaus. Nach der Trauerfeier wurde der Sarg in die Welfengruft hinabgetragen. Dort ruht der Herzog Friedrich Wilhelm nun in einem mit schwarzem Samt überzogenen Sarg inmitten seiner Vorfahren.

Text von Britta Edelmann, M.A.

Abbildung:

Herzog Friedrich Wilhelm in einer typischen zeitgenössischen Darstellung. (Bildnachweis: Braunschweigisches Landesmuseum, Ilona Döring)

Historische Kulturlandschaft

Text und Fotos von Klaus Herrmann

Schwierige Spurensuche im Braunschweiger Land

Unsere Landschaft wurde von Menschen gestaltet. Unberührte Natur, wie viele meinen, gibt es bereits seit Jahrhunderten in unserer Region nicht mehr. Deshalb sprechen Fachleute auch von der Kulturlandschaft. Die Lage von Wäldern, Wiesen, Feldern, der Verlauf von Flüssen – alles ist das Werk des Menschen. Jede Wirtschaftsform prägte die Landschaft nachhaltig. Die moderne Kulturlandschaft sieht anders aus als die historische. Hohlwege, Flachsroten, Wolfsgruben, Lesesteinwälle, Handtorfstiche, Landwehren – unter diesen Begriffen können sich die wenigsten heute etwas vorstellen. Und doch waren dieses über Jahrhunderte Bestandteile unserer Umwelt. Die Wölbäcker etwa – schmale Ackerflächen, oft nur wenige Meter breit, sehr lang und durch das Pflügen leicht gewölbt – gaben unserer Landschaft ein völlig anderes Aussehen. Sie gerieten in Vergessenheit, weil die Industrialisierung und moderne Formen der Landwirtschaft diese von Menschen geschaffene Landschaft ablösten. Dabei, wer mit wachen Augen durch die Feldmark spazieren geht, der kann viele dieser Dinge noch erkennen. Ehemalige Wölbäcker sind nicht schwer zu finden, wenn ihre Struktur erhalten blieb, was in Waldgebieten durchaus der Fall ist. „Landschaft ist Träger des Gefühls von Heimat und hat einen besonderen Identifikationswert“, heißt es in einer Mitteilung der Arbeitsgruppe Natur und Umwelt der Braunschweigischen Landschaft. Seit einigen Jahren bemühen sich Menschen verstärkt darum, diese historische Kulturlandschaft vor dem Vergessen zu bewahren.

Manches Zeugnis der Vergangenheit liegt unbeachtet am Wegesrand – Andere Regionen nutzen diese Schätze längst für den Tourismus

Ob er denn schon einmal mit einer Schrotflinte vom Hof gejagt worden sei? Christian Wiegand lacht über diese Frage. „Natürlich nicht! Wenn ich mich mit Landwirten unterhalte, dann sind die hinterher stolz auf das, was sich auf ihren Grundstücken und Feldern befindet“, erklärt er. Während ältere, erfah-

rene Dorfbewohner ihm Hinweise auf längst vergessene Dinge, etwa alte Rottekuhlen, geben können, seien junge Landwirte nach Gesprächen mit ihm oft daran interessiert, mehr zu erfahren. „Die Menschen sehen die Landschaft dann mit anderen Augen“, sagt er. Christian Wiegand war beim Niedersächsischen Heimatbund verantwortlich für das Projekt „Konzeption zur Erfassung historischer Kulturlandschaften.“ Seit einigen Jahren werden in Niedersachsen systematisch historische

Landschaftsformen kartiert. Es können Klinkerpflasterstraßen, Tonkuhlen, Streuobstwiesen oder die Ackerterrassen des Weserberglandes sein, die in das Kataster des Niedersächsischen Heimatbundes aufgenommen werden.

Wobei es starke regionale Unterschiede gibt. Während beispielsweise im Bereich des Schaumburger Landes die Arbeiten weit fortgeschritten sind, die Ergebnisse längst in Form von Broschüren für den Tourismus eingesetzt werden, dort bereits mit der historischen Kulturland-



schaft Geld verdient wird, ist man in Braunschweig eher zögerlich.

Experten, wie der Braunschweiger Professor für Geographie, Dr. Wolfgang Meibeyer, verfügen zwar über ein überdurchschnittliches Wissen auf Grund ihrer jahrzehntelangen Forschungsarbeit, aber ein systematisches, öffentlich zugängliches Kataster gibt es nicht.

Dabei besitzt gerade diese Region eines der bundesweit am besten funktionierenden Projekte auf diesem Gebiet. Der Geopark „Harz. Braunschweiger Land. Ostfalen“ erfreut sich in der Bevölkerung großer Beliebtheit. In Königsutter befindet sich das Informationszentrum dieses ungewöhnlichen Museums. Karl-Friedrich Weber, von Beruf Forstingenieur, und andere hatten vor Jahren bereits die Idee. Sie erklärten einfach die gesamte Region zum erdgeschichtlichen Museum. Direkt in der Landschaft werden Schulklassen, Familien und Gruppen Fragen zur Erdgeschichte beantwortet.

Wer bundesdeutsche Geoparks besucht, etwa über die Mecklenburgische Eiszeitlandschaft oder die Schwäbische Alb, erhält einen umfassenden Einblick in die Erdgeschichte. Zehntausende machen allein im hiesigen Geopark Gebrauch von diesem Angebot.

Im Glanz dieses Leuchtturms nehmen sich die anderen regionalen Aktivitäten eher bescheiden aus. Dabei bietet diese Region ideale Voraussetzungen: Die Harzer Wasserregale, die Folgen des Bergbaus im Landkreis Peine und in Salzgitter, die vom Menschen grundlegend veränderten Moorlandschaften im Landkreis Gifhorn, die Dorfteiche in Braunschweiger Land, historische Brücken, die an vielen Stellen vorhandenen Fischteiche, oft Zeugnisse klösterlicher Wirtschaft, die Aufzählung dieser regionalen landschaftlichen Besonderheiten ist lang.

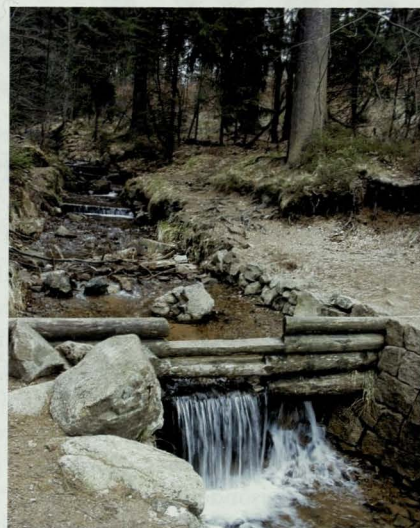
Seit einiger Zeit bemüht sich die Arbeitsgruppe Natur und Umwelt der Braunschweigischen Landschaft, Interesse für dieses Thema zu wecken. Ungewöhnlich viele Teilnehmer kamen jüngst zur 1. Fachtagung des Naturschutztages Südostniedersachsen mit dem Thema „Historische Kulturlandschaft – auf der Spurensuche im Braunschweiger Land“. Klaus Hermann, der Sprecher der Arbeitsgruppe: „In einem ersten Schritt müssen systematisch alle kulturgeschichtlichen Besonderheiten erfasst werden. Dieses kann nur geschehen,

wenn zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiter mit soliden Vorkenntnissen und ein hauptamtlicher Wissenschaftler gefunden werden. So ist das in den anderen Teilen Niedersachsens erfolgreich gelaufen. Im Braunschweiger Raum fehlen zur Zeit noch Mitstreiter und Institutionen, die so ein Projekt voranbringen können und Geld dafür bereitstellen.“ Auffallend: Gerade junge Menschen engagieren sich für dieses Anliegen, wie eines der ersten erfolgreichen Projekte im Braunschweiger Raum, die Erfassung in Hondelage/Dibbesdorf zeigt. Dort wurden bereits eine ehemalige Ölpipeline, Eichenreihen, Tränken, Grabhügel, der Verlauf der Schunterbahn und viele andere Dinge in der Flurkarte verzeichnet. Das Ergebnis liegt in Form eines kleinen Wanderführers vor. Wer mit dem Bändchen durch die Gemarkung rund um den Ort geht, lernt viel. Die Arbeit an dem Projekt selbst war nicht das Schwierigste. Die Finanzierung jedoch drohte zur unendlichen Geschichte zu werden.

Es sind junge Menschen, die wissen, wie geschneitete Hainbuchen aussehen – sie teilweise wieder pflegen. In fast allen Feldmarken fanden sich solche Bäume. Im Winter dienten die mit Laub geschnittenen und anschließend getrockneten Äste Bauern als Futter für das Vieh. Wissen, das in Vergessenheit zu geraten droht. Solche Projekte gelingen immer dann, wenn Menschen sich dafür begeistern lassen.

„Ganz wichtig ist die freiwillige Mitarbeit. Die Eigentümer, das können Privatleute, aber auch Kommunen oder Realverbände sein, müssen von dieser Idee überzeugt sein. Sonst lassen wir die Finger davon“, berichtet etwa Karl-Friedrich Weber.

Grundlegende Kenntnisse über die Historische Kulturlandschaft vermittelt das Buch des Niedersächsischen Heimatbundes „Spurensuche in Niedersachsen“. Es ist bei der Schlüterschen Verlagsbuchhandlung erschienen und kostet 15,90 Euro. Beispielhaft für die Wiederentdeckung kulturhistorischer Zeugnisse ist der kleine Führer „Von Bauern, Hirten und Mönchen“, der vom Förderkreis Umwelt- und Naturschutz Hondelage herausgegeben wurde. Informationen über das erfolgreichste Projekt in der Region, den Geopark, gibt es unter www.geopark-braunschweiger-land.de. Weitere Informationen unter www.braunschweigischelandschaft.de und www.naturschutztag.de.



Pökeln

Ein altes Kinderspiel

Das Pökeln bezeichnet eigentlich „in Salzbrühe (= Pökel) einlegen“, um Fleisch und Fische für den späteren Verzehr haltbar zu machen. Zumindest das derart erzeugte „Pökelfleisch“ dürfte hier bekannt sein. Die Herkunft des Wortes „Pökel“ wird von griechisch „pikros“ und lateinisch „piccare“ abgeleitet. Als Bedeutung dieser Wörter werden „spitz“, „scharf“, „pikant“, „pikiert“, „sauer schmecken“ und auch „bitter“ angegeben, insbesondere aber „stechend“ („schmeckend“ oder „aussehend“). Von „stechend“ mag daher auch die Bezeichnung für „Pökeln“ als regional bekanntes Spiel abstammen.

Zumindest in Meerdorf, Duttonstedt und Essinghausen gibt es, wie sich jetzt herausstellte, noch ältere Kenner dieses Spiels. Als Jungen spielten sie „Pökeln“ – das Spiel, das sie oft und mit viel Begeisterung zu ihrer Freizeitgestaltung betrieben. Bei einem zufälligen Gespräch von vier etwa 60-jährigen Männern kam auf die Frage „Was habt ihr denn früher, als Jungen, gespielt?“ nach kurzer Überlegung „Pökeln“ als Antwort. – Sie erinnerten sich plötzlich an längst Vergessenes. Einige Tage später fand dann das erste „Pökeln“, nach etwa fünfzig Jahren Pause, wieder statt.

Die Spielstätte für das Pökeln besteht aus einem vorbereiteten Matschloch (= aufgelockerter nasser Boden) von etwa 1 Meter Durchmesser. Als Spielstäbe dienen pro Spieler zwei „Pökel“, das sind etwa halbmeterlange, angespitzte Holzstäbe mit etwa 3 bis 5 Zentimeter Durchmesser. Jeder Spieler wirft – der Reihe nach – mit viel Schwung einen Pökel so in das Matschloch, dass er steckt. Ziel ist es, den Pökel eines anderen Mitspielers – mit dem Wurf des eigenen Pökels – aus dem Boden zu werfen und als Gewinn einzunehmen. Hat jeder Spieler seine beiden Pökel geworfen, so geht es reihum weiter. Ein jeder zieht einen seiner Pökel und wirft ihn erneut. Auch gewonnene Pökel werden erneut geworfen. Spieler, die keinen Pökel mehr besitzen, scheiden aus. Das Spiel wird solange fortgesetzt bis ein Spieler alle Pökel errungen hat. – Kommt ein geworfener Pökel nicht zu stecken, so scheidet er als „Schmand“ aus und nimmt am weiteren Spiel nicht mehr teil.

Bei dem jetzt durchgeführten Pökeln – mit viel Spaß und Freude für sechs „gestandene“ Männer und die Zuschauer/innen – ging Heinz Hartmann (Jahrgang 1937) in beiden gespielten Durchgängen als Sieger hervor. – Bei umfangreicher Fachsimelei – früher haben wir viele Pökel aus Birke gemacht, aber die besten waren aus (der schwereren) Buche und daher als „Buchenfinken“ bezeichnet – gestaltete sich ein unterhaltsames Treffen. Alle waren sich einig, Pökeln machen wir bald mal wieder. Auch Kindern, Jugendlichen und nicht zuletzt Frauen soll das Spiel vorgeführt werden, um bei ihnen Interesse zum Selberspielen zu wecken. Bis dahin sind noch viele Pökel anzufertigen, wichtig ist dabei, daß immer das „dicke“ Ende angespitzt wird.

Text und Fotos von Rolf Ahlers



Veranstaltungskalender

Braunschweiger Landesverein für Heimatschutz e.V.



Vorträge

Donnerstag, 8. Januar 2004, 19.00 Uhr
**„Die Anfänge von Burg und Siedlung
Wolfenbüttel im frühen Mittelalter“**
Vortragender: Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer
*Schloß Wolfenbüttel, Schloßplatz, 38304
Wolfenbüttel, Buslinien 420 und 421 ab
Braunschweig.*

Donnerstag, 12. Februar 2004, 19.00 Uhr
**„Neueste archäologische Ausgrabungen
im Braunschweiger Land“**
Vortragender: Immo Heske, M.A.
*Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*

Donnerstag, 11. März 2004, 19.00 Uhr
**„Geschichte ohne Anfang, die kein
Ende findet – Das Residenzschloss in
Braunschweig“**
Vortragender: Ltd. Museumsdirektor
Dr. hc. Gerd Biegel
*Braunschweigischen Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig*
**Im Anschluss daran findet die Jahreshaupt-
versammlung statt.**

Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, 19. Februar 2004, 16.00 Uhr
**„Führung durch die Ausstellung:
Samuel Spies – Mitbegründer der SPD
in Eisenach“**
Vortragender: Museumsdirektor
Dr. Hans-Henning Grote
*Treffpunkt: Schloßmuseum Wolfenbüttel,
Schloßplatz, 38304 Wolfenbüttel. Buslinie
420 ab BS-Rathaus bis WF-Kornmarkt.*

Veranstaltungen

Samstag, 5. Juni 2004
**„Tag der braunschweigischen
Landschaft“**
Schloß Wolfsburg

Sonntag, 26. September 2004
**„3. Naturschutztag
Südostniedersachsen 2004“**
Bürgerzentrum Vechelde

Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer,
Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig,
Tel. und Fax 0531/872658

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 20,- EUR
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:
Nord/LB Braunschweig,
BLZ 250 500 00, Konto 111 690
Postbank Hannover,
BLZ 250 100 30, Konto 440 65-308

Änderungen und Ergänzungen vorbehalten!

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

1. Vorsitzender: Harald Schraepfer, Buchfinkweg 20, 38122 Braunschweig, Telefon 0531/872658
Redaktion: Britta Edelmann M. A., Braunschweigisches Landesmuseum,
Burgplatz 1, 38100 Braunschweig, Telefon 0531/1215-0
Klaus Herrmann, Ährenweg 17, 38536 Meinersen, Telefon 05372/54088
Uwe Krebs, Am Bülden 9, 38176 Wendeburg, Telefon 0531/25656-25, Fax 0531/25656-12
Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2003 · ISBN 3-937664-01-7

www.appelhans-verlag.de



Der Braunschweigische Landesverein unternimmt seit vielen Jahren Exkursionen zu Stätten, die für das Verständnis der regionalen Kultur und Geschichte wichtig sind. Zahlreiche historische Städte, schützenswerte Landschaften, alte Kloster und Schlösser besuchte der Verein in den vergangenen Jahren. Diese Studienfahrten sind für die Mitglieder immer wieder ein Erlebnis, wie diese Fotos belegen.

Fotos von Wilfried Bartel